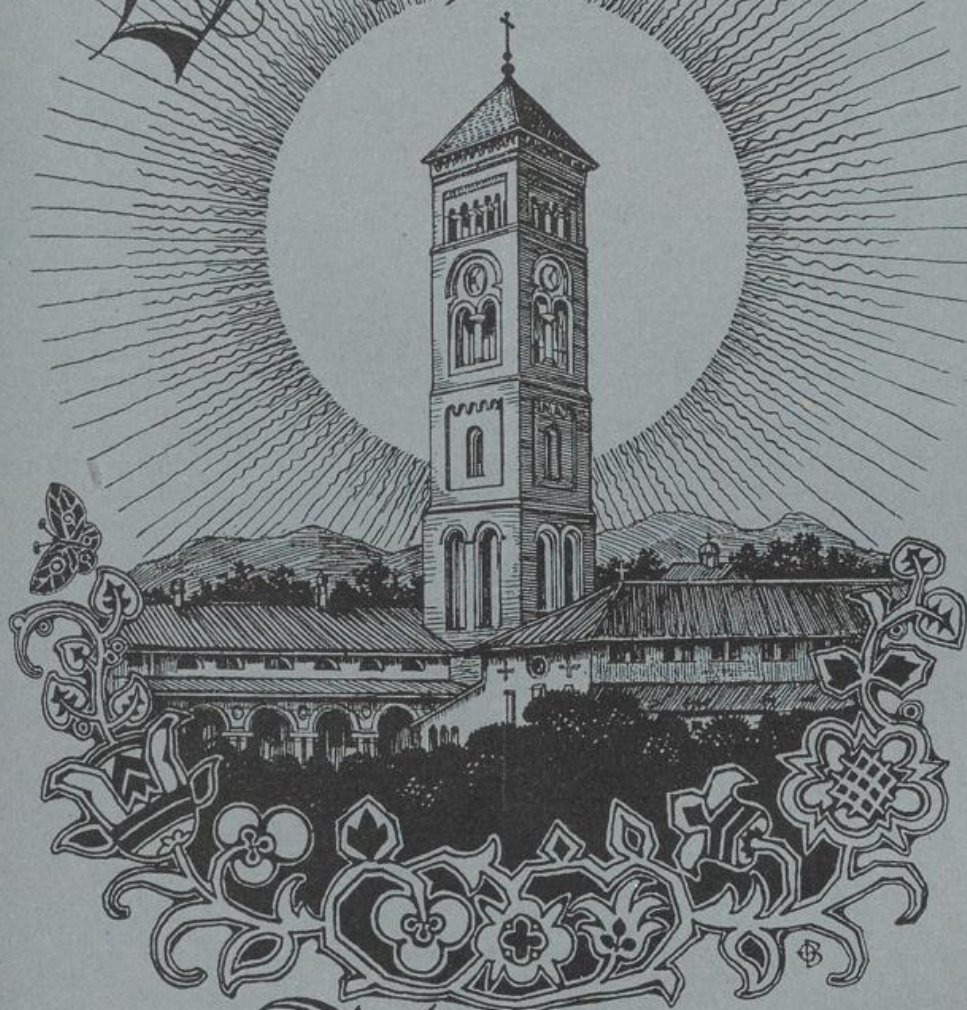


Vergißeinnicht 1927

6 (1927)

Hergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 6

Juni 1927

45. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mk. 2
Österreich	Mk. 2 bzw. denselben Wert in Sch. od. Fr.
Saargebiet	
Luxemburg	bei Einzelsendung Mk. 2.50
Schweiz	
Elfaß	bei wenigstens 5 Abonnenten Mk. 2.30
Italien	" 20 " Mk. 2.15
Tschechoslowakei	" 40 Abonnenten Mk. 2.—
Ungarn	bzw. denselben Wert in Fr., Lire, Rc., Pl. etc.
Rumänien	
Polen	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elfaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlessen und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Die Mariannhiller Mission

II. Band der Bücherreihe:

„Unter dem Kreuz des Südens“

64 Seiten Auf feinstem Papier Reicher Bilderschmuck

Dieses Büchlein zeigt uns so richtig die Notwendigkeit des Missionswerkes.
Alles Wissenswerte über Entstehung und Gedeihen der Mariannhiller
Mission in Südafrika wird hier an Hand einer großen Zahl Bilder, alles
Originalaufnahmen, veranschaulicht. Preis 50 Pfg.

St. Josephs-Verlag Reimlingen (Bayern)

Nachrichten aus unsern Häusern

Würzburg: Die Verhandlungen wegen des Neubaus unseres Priesterseminars, welches eine dringende Notwendigkeit ist, sind soweit gediehen, daß der Bau wohl in Angriff genommen werden kann. Wir weisen dringend unsere Freunde, Wohltäter und Förderer auf das Unternehmen hin, welches der Ehre Gottes und seiner zum Priester- und Ordensstande berufenen Seelen dienen soll. Vergesse nicht Bausteine zu tragen: kleine und große; alle sind willkommen und Gott wird es vergelten.

St. Joseph, Reimlingen:

Der Mariannhiller Kalender

tritt von hier seine Wanderung in die Welt wieder an. Er klopft bei seinen Freunden wieder an: Nehmt ihn gut auf. Heuer erscheint er im neuen Gewande und überaus schön ausgestattet, so daß alle ihre Freunde daran haben. Eine herrliche Vierfarbenbeilage erhöht den Wert des guten alten Volksfreundes, der so viel zu erzählen hat. Eine ganze Reihe gediegenster Erzählungen mit reichem Bildschmuck, wie sie kaum ein anderer Kalender aufweist, wird an Winterabenden und stillen Feiertagen die Leser fesseln und hineinführen in fremder Länder Sitten, in eine reiche Welt von Erlebtem und Geschautem. Auch für den Landmann finden sich interessante Mitteilungen. Scherz und Humor birgt auch der alte Missionsbote in seinem Ränzlein. Und trotz der neuen, weitaus besseren Ausstattung, bittet der Kalendermann nur um das bescheidene Scherflein von ganzen 60 Reichspfennigen. Auch heuer sei den lieben Förderern gedankt für ihre Mühen, die Gott ihnen lohnen wird. Mögen alle fleißig wieder dem Kalender neue Freunde werben. Auch sein kleines Brüderlein, der Mariannhiller Glöcklein-Kalender für die missionstreue Kinderwelt geht mit hinaus. Schafft dem netten Büchlein Freunde in der Kinderwelt.

Von unsern Afrikanern: Pater Joseph Kammerlechner hat ebenso wie Pater Rubenzer seinen Weg nach Rhodesia genommen. Er ist glücklich am Ziele seiner Sehnsucht und sendet allen europäischen Bekannten und Freunden herzlichste Grüße. Wer ihm für seine Mission etwas zukommenlassen will, der findet ihn in Süd-Rhodesia, Triaschill, P. O. Ru-sapi-Süd-Afrika.

Aus Welt und Kirche

Die Katholiken in Europa. Die Katholiken nehmen zu in Europa. Ende 1925 betrug die Zahl der Katholiken in Europa: 185 265 194, Ende 1926 betrug sie 194 841 809. — Die Gesamtzahl der Katholiken der ganzen Welt hat eine Zunahme von 10 336 383 zu verzeichnen; sie beträgt derzeit 334 664 791 (engl. Cathol. Directory).

Das Werk der „Freunde Israels“ in Rom hat den Zweck, in unaufdringlicher Weise den „verirrten Schäflein aus dem Hause Jakob“ nachzugehen. Dem Werke gehören bereits 17 Kardinäle an in Rom, 200 Erzbischöfe und Bischöfe in allen Weltteilen (50 in Italien), viele Priester. Besonders zahlreich sind die Mitglieder in Rom, Belgien, Holland und in China.

Zur Bildung der öffentlichen Meinung durch die Presse in Deutschland waren 1926 300 000 Waggon Rotationspapier zum Gesamtpreis von 100 Millionen Mark erforderlich. Dazu kam noch der Verbrauch für satiniertes Papier (für Beilagen) 75 Millionen Mark. Einundeinhalb Millionen Kubikmeter Fichtenholz benötigte man zur Herstellung des Druckpapiers. In Berlin werden allein 25 Millionen Mark für Arbeitslöhne bezahlt, wobei die Botenfrauen (bei Mosse, Ullstein, Scherl etwa 2500 bis 3000) Transportspesen, sonstige Unkosten nicht mitgerechnet sind.

Eine Stadt ohne Kinos! Die einzige Stadt in Nordamerika, die kein Kino besitzt ist Brookline (Massachusetts) mit 47 000 Einwohnern. Die Notabeln, Lehrer, Geistliche der Stadt glauben, daß die Kinder der Stadt besser aufgehoben seien ohne Kinos. Ob sie wohl unrecht haben?

In Frankreich nimmt man auch den Kampf gegen die Schund- und Schmutzliteratur wieder auf, der man in gewissen Kulturländern gerne ein Hintertürchen offen hielte. Im franz. Bezirk von Dijon verurteilte der Friedensrichter einen Theaterdirektor zu 600 Frs. Strafe für den moralischen Schaden, der den Eltern und Kindern wegen der schamlosen Theaterreklame entstanden sei.

In Spanien wird ebenfalls der Kampf gegen die Unsittlichkeit aufgenommen. Der Vertrieb von Schund- und Schmutzliteratur wird behördlich verfolgt und bestraft. In verschiedenen Distrikten verbot die Behörde den Besuch von Bällen für Jugendliche unter 16 Jahren und machte

dafür die Erziehungsberechtigten verantwortlich.

Soziale Verhältnisse in deutschen Großstädten. Im Verwaltungsbezirk Prenzlauer-Berg (Berlin) wurden amtliche Erhebungen angestellt über die sozialen Verhältnisse, in denen die Schulkinder leben. Insgesamt 380 Kinder kamen regelmäßig ohne Frühstück zur Schule, ohne zweites Frühstück 208. Kein warmes Mittagessen erhielten diesen Winter 605 Kinder; weitere 502 bekamen kein warmes Mittagessen, dafür warmes Abendessen. Von 3800 Kindern schliefen 3605 mit Geschwistern zusammen. 429 mit Erwachsenen. 1238 waren unzureichend bekleidet. In 161 Fällen wohnten und schliefen 4–6 Personen in einem Raum. In 31 Fällen 7–9, in 53 Fällen 8–9 Personen. In einer Stube und Küche hausten in 109 Fällen 4–6 Personen, in 63 Fällen 7–9 Personen, in 4 Fällen 9 und mehr Personen. Von einer Gemeindeschule allein wurden 446 Kinder ermittelt, welche mit Eltern und Geschwistern in einem Raum nächtigen müssen. — In München fand sich ähnliches. Hier hausten Menschen in Räumen ohne Licht, in einem Fall bildete die Hälfte eines Abortes der Wohnraum. — Man vergleiche die Summen, welche für Wahlpropaganda, Faschingtreiben, Stadionbauten und Refordbonzen bezahlt werden! Himmelschreiend!

Die Einnahmen der Pariser Theater und Kinos belaufen sich jährlich auf 83 Millionen Frs. für Theater, und 100 Millionen Frs. für Kinos!

Die amerikanischen Frauen und ihre Sorge um ihre Schönheit. Die „New-York-Times“ berichtet, daß im Jahre 1920 208 000 000 (208 Millionen) Dollars für Schönheitsmittel ausgegeben wurden. 1925 erhöhte sich der Betrag auf 2 195 000 000 Dollars. Ein einziges Schönheitsinstitut in Chicago schätzt seinen Tagesumsatz an Schminken usw. auf 6 Millionen Dollars. Und für was das alles? Der Usher Mittwoch gibt die Antwort!

Die portugiesische Univeritätsjugend verlangt die Unterdrückung der Freimaurerei. Im Frühjahr war in Lissabon eine gewaltige Studentendemonstration. Eine Abordnung der Studentenschaft verlas eine Botschaft vor dem Präsidenten, in der es hieß: „Die Geschichte zeigt stets hinter allen Kundgebungen gesellschaftlicher, religiöser und politischer Anarchie das Wirken jener verbrecherischer Sekte, die sich Freimaurerei nennt. Die Studenten, welche geschworen haben, das Vaterland zu verteidigen, bitten Ew. Ex-

zellenz, das Strafgesetz streng gegen die Geheimgesellschaften zu gebrauchen, deren schändlichste Blüte die Freimaurerei ist.“ Der Präsident dankte für die Unterstützung, welche die Studenten der Regierung gewährten.

Herr Calles läßt auf Frauen schießen! Mit einer Hartnäckigkeit, die — wäre sie einer besseren Sache zugewandt — Bewunderung verdiente, berichten deutsche Blätter über den Kampf mexikanischer Regierungstruppen gegen die „Rebellen“ im Lande, die Herrn Calles und Konsorten das Leben und das Regieren so sauer machen. Diese „Rebellen“ sind jedoch durchaus gesittete und anständige Leute; gutes Bürgertum, das sich dem Terror des derzeitigen bolschewistischen Regiments in Mexiko nicht länger beugen will. In Victoria z. B. veranstalteten im Februar einige Tausend Frauen einen friedlichen Protestzug gegen die Verhaftung mehrerer führender Katholiken. Was tat die Herr Calles ergebene Polizei? — Sie empfing auf dem Rathausplatz die Frauen mit Gewehrsalben! Ein blutiger Kampf war nun natürlich nicht mehr zu vermeiden, die Polizei wurde entwaffnet, die unschuldig Gefangenen aus den Gefängnissen befreit. Nun sandte Herr Calles Regierungstruppen, um die Stadt zu „zuchtigen.“ Zunächst wurde die Führerin des Protestzuges, Senorita Maria Chairez, verhaftet. Sie sollte das Versteck der befreiten Katholiken angeben. Da sie sich weigerte, wurde sie auf die schrecklichste Weise gefoltert, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Schließlich wurde sie aufgefordert, „Viva Calles“ zu rufen. „Viva Christo Rey!“ war ihre Antwort und blutüberströmt brach sie zusammen. — So sehen die „Helbentaten“ der mexikanischen Regierungstruppen aus und so die „Rebellen“, auf die Herr Calles seine Kollinge losläßt.

Briefauszüge

Geisa: Der hl. Joseph hat auffallend geholfen in großen Anliegen; auch der ehrw. Vater Victricius Weiß O. M. Cap. hat wunderbar geholfen und der hl. Antonius bei sehr wichtigen Sachen. Veröffentlichung war versprochen.

Wien 18: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für glücklich überstandene Prüfungen.

Schloß Rosenau N. O.: Als Dank für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen zu Ehren des hl. Antonius. Mi-

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 6 Juni 1927 45. Jahrgang

Fronleichnam

Herr, bis Du kehrst in meine Seele ein,
Laß mich noch Stund um Stunde wachsend reifen
Ich will wie eine stille Harfe sein,
In deren Saiten Deine Hände greifen.

Ich werde wie ein schimmernder Pokal,
Der leuchtet bei der Sonne hellem Scheinen.
Doch ohne Dich ist aller Glanz nur fahl,
Willst Du Dein Blut nicht seinen Tiefen einen.

So bin ich nur ein dürres Heidefeld,
Durch das der Herbststurm geht mit Windesjausen,
Das keines Sämanns starke Hand bestellt,
In dessen Tiefen Nacht und Dunkel hausen.

Drum fessele mich mit Deiner Liebe Band,
Bis ich mich endlich ganz in Dich verloren.
Für den, der nirgends eine Ruhstatt fand,
Bist Du als Friedensheimat auserkoren.

Herr, bis Du kehrst in meine Seele ein,
Laß mich noch Stund um Stunde wachsend reifen
Es soll ein Hauch von Deinem Seligsein
Um meine erdgebeugte Stirne streifen.

Else Budnowski



Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

V. Ngodongwana kehrt mit einem „Weißen Manne“ zurück.
Ngodongwana (Dingiswaho), König und Reichsgründer.
Senzangakona und Tschaka sein Sohn.
Senzangakonas Tod.

Geht man diesen sagenhaften Ereignissen näher auf den Grund, so ergibt sich die einfache Tatsache, daß Häuptling Jobe in Streit geraten ist mit seinem Sohn Ngodongwana und letzteren zum Tode verurteilte. Dieser entkam jedoch und lebte mehrere Jahre in der Fremde, bis er nach dem Tode des Vaters in sein Land zurückkehrte „auf einem Pferde reitend“, den regierenden Häuptling tötete und von Mtetwas Thron Besitz ergriff. Doch wer war jener „weiße Mann“, mit dem er in Berührung gekommen, oder jene Leute, „fern im Süden“ von denen er manches gelernt und Ideen übernommen hatte, die er als Regent zu verwenden wußte? Die wenigen Quellenberichte sind so unzulänglich und völlig auseinandergehend, daß es schwer erscheint, zu einem Resultat zu gelangen. Nach eingeborener Tradition war die Flucht Ngodongwanas südwärts gegangen und dort traf er mit dem Weißen zusammen. Aber alles spricht dagegen, daß ein einzelner Europäer sich hunderte von Meilen in völlig unerforschtes Land wagte. Er konnte also nur aus dem Küstengebiet, aus der Nähe des Delagoa Bay gekommen sein. Ngodongwana würde wohl kaum durch alle die hunderte sich bestehender Stämme durchgekommen sein und keineswegs soweit nach Süden vorgedrungen sein. Die Flucht wird wohl um das Jahr 1750 — 1780 stattgefunden haben. Zu dieser Zeit befanden sich Spuren von Zivilisation südlich des Großen Fisch-Flusses. Der nächste Militärposten war Graf Reinet. Der ganze Distrikt von East London und Queenstown befand sich noch im unerforschten Zustande der Wildheit und dies dauerte bis 1815 und noch später. Nach Mitteilungen von Mitgliedern des Mtetwa-Königshauses wird gesagt, daß der Häuptling bei dem Ngodongwana Zuflucht gefunden, Mtimkulu, der Sohn des Bungane gewesen. Dieser war ein wohlbekannter Häuptling des großen Glubi-Stammes von der Lala und Swazi Familie — der erste ausländische, d. h. Nicht-Zulustamm, zu dem ein Flüchtling gekommen, der direkt von der Küste nach dem Innern des Landes in westlicher Richtung geflohen wäre. Die Glubi-Leute wohnten damals bei den Quellen des Mzinyati, im Wafferstroom-Distrikte von Transvaal und die Entfernung jenes Distriktes vom Meere würde auf Eingeborenenpfaden volle 200 Meilen ausmachen. Dies scheint nach dem Gewährsmann Thynn zu stimmen. Da um diese Zeit ein lebhafter Handel der

Portugiesen mit den Eingeborenen herrschte, der sich um Häute, Elefantenzähne, Messing und Kupferringe drehte, so liegt nichts näher, als daß ein solcher Händler zu dem Glubi-Land kam und einen Führer nach der Küste suchte. Er wünschte wohl eher die Delagoa-Bay zu erreichen, als das Meer an der Küste des Mtetwa-Landes. Ngodongwana hatte indessen, als er sich zum Führer anbot, mehr Interesse in sein Heimatland zu ziehen, als ins Ungewisse. Der unglückliche Reisende wurde nun gewiß irreführt, dann ausgeplündert, seiner Waffen und des Pferdes beraubt und dann im Gebiete des Pakatwaho zurückgelassen. Abgesehen brauchte der Weiße, die durch Malaria gefährdeten Wege nicht gekommen zu sein, sondern konnte sich auch ein solches von den Basutos oder Griquas, bei denen schon Pferde eingeführt waren, erstanden haben.

Es erscheint etwas sonderbar, daß wir dieses Abenteuer eines Mtetwa-Jünglings so beachten. Aber eben dieses ist die unbedeutende Quelle, einer südafrikanischen Geschichtsepoche, es ist jene Quelle, von welcher die Flut von Blutvergießen, Greuelthaten und Verwüstung entströmte, die diesen Teil des afrikanischen Kontinents vor knapp mehr als 100 Jahren überschwemmte. Es ist die Ursache, daß Tausende in Verbannung und Elend gerieten und Tausende und Abertausende in Qualen und Tod. Es ist das Samenkorn, aus dem der vielverzweigte Aufruhr der Bantu-Rasse emporloderte, der die Gründung der berühmten Zulunation, die im sogenannten Zulukriege ihr Ende fand, zur direkten Folge hatte und weiter die Gründung der Basutonation, die zum Basutokriege führte, die Gründung der Makololonation mit deren frühen Auflösung, die Gründung des Matabelekönigreiches, das im Rhodesiakriege endigte. Es hatte ferner zur Folge, daß Massen von Flüchtlingen und gesckloser Räuberbanden in alle Teile des Kontinents hinausgetrieben wurden, die sich bis zum Viktoria Nyanza verbreiteten und endlich als die Buren von jenseits der Drakensberge sich anschickten, herrüber zu kommen, was die Proklamation Natal als britische Kolonie zur Folge hatte. Wir sehen, der Mtetwa-Jüngling ist für vieles verantwortlich. Hätte es keine Flucht und keine Rückkehr Ngodongwanas gegeben und seinerseits keine Begegnung mit dem „Weißen“ umlungu, dann hätte es auch keine Mtetwa-Militärmacht gegeben, keine Mtetwa-Macht, kein Tschaka wäre zu Kriegsrhm und Herrschsucht getrieben worden, es hätte keine Zulunation, keinen Zulukrieg, keine Basuto-Nation, noch Basuto-Krieg, noch Matabele-Nation, noch Matabele-Krieg gegeben noch würde Natal als britisches Gebiet so früh geboren worden sein.

Doch woher Ngodongwana auch gekommen sein mag, er kam nicht bloß mit den Neuheiten eines Pferdes und Gewehres an — zwei Wunder, von denen die lokale Einbildungskraft bis jetzt nicht einmal geträumt hatte — sondern was weit wichtiger war, mit der Idee der

Zivilisation und des Militarismus, beide in Pferd und Gewehr verkörpert. Er ging dann auch sofort daran, sich sowohl mit den Künsten des Friedens, als auch mit jenen des Krieges zu beschäftigen. Da der fremde Weiße erfuhr, daß sein Führer niemand anders als ein großer Häuptling, wenigstens einmal dazu bestimmt schien, so versuchte er ohne Zweifel dem Wilden höhere Ideale zu zeigen und wird mit ihm über die Regierung von Volk und Land geredet haben, so wie es etwa in Europa der Brauch sei und dergleichen mehr. Und obgleich Ngodongwana sich äußerst undankbar für des Weißen Ratschläge erwies, so nahm er doch alles in sich auf und handelte bei der ersten Gelegenheit danach. In des Weißen Ratschlägen ist auch auf den Handel hingewiesen worden und er hatte seinen Schüler unterrichtet, wie man damit seinen Anfang machen könnte, ebenso hatte er ihn auch auf das Heerwesen hingewiesen und ihm ein verbessertes Organisationsplan vorgeschlagen um die kriegerischen Fähigkeiten der Stammeshorden besser auszunützen. Ngodongwana ging nach Besitzergreifung der Macht nun sofort daran, den Handel mit Delagoa-Bay zu eröffnen. Er errichtete eine Heimindustrie für das Zurichten von Fellmänteln, Korbsflechtereien und Handarbeiten in Möbelartikeln und hauptsächlich suchte er seine Leute mit dem Ehrgeiz nach einem höheren sozialen Stand zu erfüllen.

Aber dies waren nur Hilfsmittel für die Sache von allergrößter Wichtigkeit nämlich die überlegene Militärmacht seines eigenen Stammes. In dem Winkel der Welt, wo er lebte konnte Recht nur mit Gewalt bestehen und derjenige hatte den festesten Frieden, welcher am mächtigsten war. Wie wir bereits wissen, war das Land bewohnt von unzähligen kleinen Stämmen, die von einander unabhängig waren und deren zahlreiche Reibungen stets mit den Waffen ausgetragen wurden. Es kam zwar selten zu großen Schlachten, denn in jenen „guten alten Zeiten“ gab es Kriege in solch ungeheurem Ausmaße wie die großen europäischen freilich nie. Solche Sippenstreitigkeiten führten zu Kämpfen die an einem Tage beendet wurden und damit endeten, daß einige Krieger fielen, einige Gefangene meist Frauen verschleppt wurden, die dann durch Lösegeld wieder befreit werden konnten.

Ngodongwana, der nach seiner Rückkehr, Dingiswaho genannt wurde, was bedeutet „der in Verlegenheit gebracht wurde bezüglich dessen, was er tun sollte“, — betrachtete diese fortwährenden kleinen Kriege als ein Symptom allgemeiner Unlenksamkeit und mit der Absicht, Ordnung in diese Verwirrung zu bringen, beschloß er, sich selbst zu einem solch mächtigen Polizisten zu machen, daß keiner seinem Willen entgegenhandelte. Darum ordnete er die ganze unregelmäßige Masse von Männern, über die er zu gebieten hatte, zu einer systematischen Streitmacht und ordnete sie auf ganz neue Weise in verschiedene male-riß geschmückte Regimenter und gab diesen phantastische Namen. So wurden denn seine Krieger mit einem verjüngten Selbstbewußtsein

Am Umschlitzene-Fluß
bei Mariannhill



ihrer militärischen Überlegenheit erfüllt und brauchten nicht lange um ihr Kriegsglück über die disziplinosen Massen der Nachbarsippen auszuprobieren. Der Erfolg, der seine Waffen begleitete, war sofort sichtbar und Dingiswaho wurde sehr bald der mächtigste Monarch in all jenen Gebieten.

Das System, das Dingiswaho verfolgte, war von jenem des Tschaka völlig verschieden. Da er von Natur humaner und durch die Ausbildung verfeinerter war, so richtete er seine Politik dahin, einfach zu erobern und dann in patriarchalischer Weise zu regieren und zwar in Frieden und in Ordnung, nicht aber wie es Tschaka tat, zu zerstören und niederzureißen. Dingiswaho unterwarf seine Gegner, ließ seine Truppen in deren Gebiete eine Zeitlang sich aufhalten und verpflegen im übrigen aber ließ er Häuptlinge, Frauen und Vieh unbehelligt.

Es wird erzählt, daß er „bei einer Gelegenheit den ganzen Haushalt des Pakatwaho, des Häuptlings der Quaben, gefangen nahm, die Ehefrauen, die Töchter und andere Frauen; er befahl, dieselben vor ihn zu bringen, dann ließ er in ihrer Gegenwart einen Tanz aufführen an dem er persönlich teilnahm; hierauf erlaubte er ihnen in ihre Heimat zurückzukehren, indem er ihnen sagte, er kämpfe nur mit Männern, nicht mit Frauen und wenn die Männer ihre Frauen in den Händen ihres Feindes zurücklassen müßten, dann seien sie geschlagen.

Auf diese verhältnismäßig humane Weise überwand er, zuweilen auch durch wirkliche Gewalt, zuweilen durch das bloße Prestige, zuerst den ama Ngadini-Stamm in seiner Nachbarschaft, dann die Quaben gegen Süden und so drang er gegen das Innere vor und unterwarf die Langeni, die ama Utshalini, die Sembuz, und fast alle jene Stämme, die nur immer in erreichbarer Nähe seiner Einflußsphäre wohnten, einschließlich des kleinen Zulustammes, zwischen dem Schwarzen und Weißen Mfolozi.

Dieser kleine Zulustamm wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts von einem kleinen Häuptlinge, namens Senzangakona beherrscht, der wahrscheinlich um das Jahr 1760 geboren war und ein Sohn des Jama, des Ndaba, des Punga, des Mageba, des Zulu, des Malandela mit seinem Weibe Nozidiya war. Die Erinnerung an diese „guten alten Zeiten“ erhielten sich noch in den zu den ama Hubo gehörigen Sippen. Damals lebten die nur aus wenigen Familien bestehenden Sippen noch selbstzufrieden in ihren Kraals und schlichteten ihre Streitigkeiten mit den Nachbarsippen durch periodisch sich wiederholende Kämpfe untereinander. Bei diesen, meist Einzelkämpfen, schauten die Frauen mit zu und die jungen Krieger, welche ihren zukünftigen Gattinen eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollten, bemühten sich feindliche Schilde zu erobern und durch Freunde den Erwählten zustellen zu lassen. Die auf dem Kriegszuge befindliche Armee schloß niemals auswärts, und die Sonne, welche die Stämme kämpfen sah, ging

nie unter, bevor die Parteien Frieden geschlossen hatten. Senzangakona hätte einmal seine Streitmacht gegen seine Nachbarn, die Butelezis geführt, ihr Häuptling Pungashe hätte ihn alsdann gefangen genommen und sofort wieder gegen ein Lösegeld freigegeben. Weiter erzählen die alten Geschichten, Macingwana, der Häuptling der ema Cunwini hätte mit den Zulus einen Waffengang gehabt, er hätte den Häuptling weggeschleppt, worauf die Getreuen des Senzangakona mit einer gewissen Menge von Vieh den gestohlenen Häuptling freikaufen.

Die Heimat des Senzangakona war ein Platz, Nobomba genannt, zwischen dem Utuzuma- und Nzololosfluß bei ihrer Einmündung in den Weißen Msolosi. Von Eingeborenen, die mit Senzangakona verwandt waren, wird erzählt, daß er „ungefähr zehn“ angetraute Frauen gehabt hätte. Seine erste Gemahlin, Fudukazi, die Tochter des Cele, war die Mutter der Nzintlanga, der Kronprinzessin Senzangakonas, aber sie hatte keine männlichen Nachkommen. In der Folge wurde Mpikaze aus dem ema Qungubeni-Stamm, die Mutter des Dingana von seiner ersten Frau adoptiert, welche selber keine Kinder hatte, diese war in der Reihe die fünfte Frau des Senzangakona. Die zweite Frau war ein Mädchen des Mbengi, des Häuptlings des Langeni-Stammes, sie hieß Nandi. Von all den übrigen Frauen war Nandi, die Mutter Tschakas, als „Nada, die Lilie“ bestimmt, das Interesse der Nachwelt wachzuhalten.

Senzangakona starb, bevor er ein Großweib auserwählt hatte, woraus man annehmen darf, daß er zur Zeit seines Todes ein Mann unter dem mittleren Alter war. Senzangakona nannte den Sohn, den ihm Nandi schenkte, Tschaka. Was dieser Name bedeutet ist unbekannt und wird auch kaum jemals eine Erklärung finden. Als der Knabe ungefähr ein Jahr alt war, wurde er gemäß der Sitte in die Heimat seiner Mutter gebracht. Tschaka wuchs bei den Verwandten seiner Mutter im e Langeni-Stamm auf. Dort scheint er wegen seines Charakters nicht gerade gern gesehen worden zu sein. Die wilden Jungen der Familie haben ihn obendrein noch sehr hart mitgenommen. So machten sie sich den Spaß, den Maisbreilöffel, mit dem sie die Speise im Topfe rührten, mit dem einen Ende ins Feuer zu halten, bis er glühend war und dann dem Tschaka hinzureichen mit den Worten: „Iß dies, damit wir sehen, ob du wirklich ein Häuptling bist!“ Auch warfen sie ihm kochende Fleischstücke vor, die er mit der hohlen Hand auffangen mußte. Was dem kleinen Wildsprößling aber unauslöschlichen Haß ins Herz grub, war der Spott seiner Kameraden über eine körperliche Eigentümlichkeit, die an sich belanglos war, ihn aber durch das ständige Erinnern, tief kränken mußte. Dieser Haß fand seine Rache, als er zur Herrschaft gelangt, die Vernichtung des ganzen Langeni-Stammes beschloß und alle Angehörigen dieses Stammes, deren er leibhaftig werden konnte, pfählen und unter ihren sich schwindenden

Leibern Feuer anzünden ließ.

Als Tschaka das Knabenalter überschritten hatte, mußte er wieder nach Hause zurückkehren, um vom Vater in feierlicher Weise mit der umutsha, dem Lendenschurz, der „toga virilis“ der Zulu bekleidet zu werden. Doch das Gemüt und der Charakter Tschakas war so anders geartet, daß er sich bald bei allen seinen Geschwistern und Verwandten, ja im ganzen Königskraal verhaßt machte und man dringend seine Entfernung wünschte. So wurde seine Mutter Nandi gezwungen, mit ihm in ihr Heimatland zum e Langenistamm zurückzukehren. Tschaka hatte jedoch von den e Langeni genug und so nahm ihn die Mutter mit in die Heimat ihrer eigenen Mutter zu dem Kraal des Pakatwayo, des Quabenhäuptlings. Aber selbst dort wollte man ihn nicht und so versuchte sie als letztes Mittel, wahrscheinlich um das Jahr 1805 ihn im Kraal des Dingiswayo, vom Mtetwa-Stamm unterzubringen. Dingiswayo war zur Zeit der erste Häuptling (Oberhäuptling) in der ganzen dortigen Gegend.

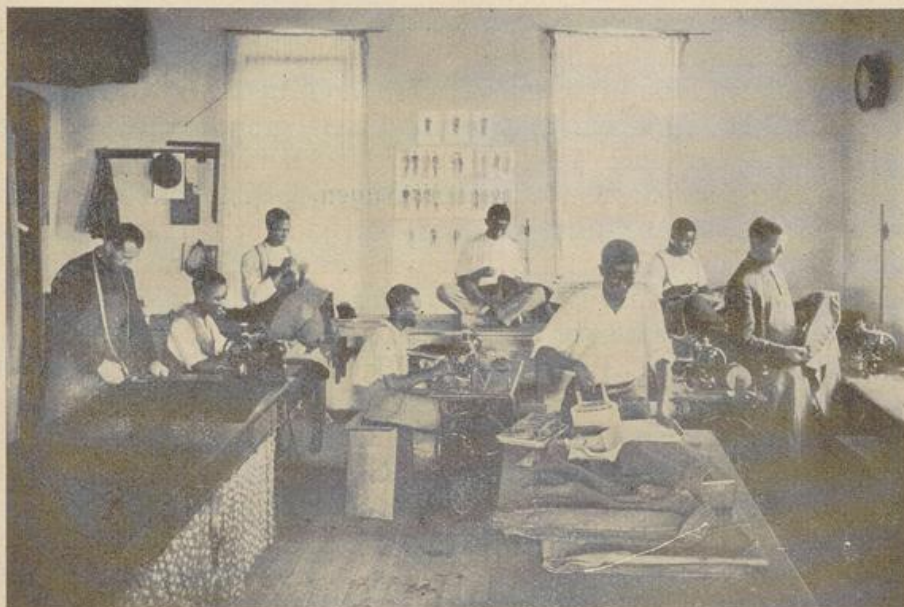
Tschaka war endlich zur Einsicht gekommen, daß er sich den Stammesgebräuchen zu fügen hätte und wuchs nun verhältnismäßig friedlich auf, er erstarkte und wurde ein tapferer junger Krieger.

Nandi, seine Mutter schien sich im Heimatkraal zu Nobamba nicht mehr wohl zu fühlen. Ihre einzige Tochter Nomcoba wurde an einen Großneffen des Dingiswayo verheiratet, der später Häuptling des Mtetwa-Stammes wurde und Mlandela hieß. So sagte also Nandi dem Kraal Senzangakonas Lebewohl und ging zu ihrem eigenen Volke von wo aus sie ihre beiden Kinder leicht besuchen konnte. Nandi scheint sich später mit einem Angehörigen des Zulustammes wieder verheiratet zu haben namens Ngendeyana, dem sie einen Sohn Ngwabi schenkte. Dieser wurde nach Tschakas Tode durch ausgesandte Häscher Dinganas, der für seine Herrschaft fürchtete, ermordet.

Tschaka wuchs nun unter dem Schutze Dingiswayos, des Häuptlings der Mtetwas heran. Da Dingiswayo auch der oberste Gebieter des Zulustammes war, so mußte auch Senzangakona diesem von Zeit zu Zeit Tribut entrichten oder ihm persönlich seine Huldigung darbringen. Senzangakona hatte bereits in der Heimat viel von der außergewöhnlichen Tapferkeit Tschakas gehört. So hatte dieser einmal einen wahn sinnigen Menschen, der viel Unheil unter Menschen und Vieh angerichtet, unschädlich gemacht. Er war ferner das Wunder der ganzen Armee; denn während die andern ihre Affegais schleuderten, rannte Tschaka in wilder Tapferkeit auf die Gegner los und richtete unter ihnen große Verheerung an. Das war zu jener Zeit eine Tat, welche unerhört war und jedermann mit Schrecken erfüllte. Diese Beispiele von hervorragender Tapferkeit veranlaßten seine Kameraden, ihm voll Bewunderung u Nodumehlezi, (er, der Dinge summen läßt, ohne sie zu rütteln) und u Sigidi, (der für eine große Menge gilt) usw. zu nennen.

Senzangakona hatte indessen sich noch nicht entschließen können,, unter seinen Frauen ein Großweib auszuwählen, die ihm den Thronerben schenken sollte. Er bewahrte noch immer Nandi seine Liebe und oft äußerte er: „Ich habe jenen meinen jungen Stier mit den kleinen zusammengekrümmten Ohren (er meinte Tschaka) zum Nachfolger gemacht; er ist es, der die Sehnen von dem Genick der andern ausreißen wird!“ — er spielte hin auf die Häuptlinge des ema Cunwini- und Butelezi-Stammes, die Nachbarn Senzangakonas waren und die des öftern ihn besiegt hatten.

Für Senzangakona war wieder einmal die Zeit gekommen, da er seinem Oberhäuptling einen persönlichen Besuch abstatten mußte. Er



Schneiderei in Mariannhill

fand seinen Sohn Tschaka als den Liebling des Königs und den Stolz des ganzen Heeres. Zu Ehren des Zuluhäuptlings wurde auch ein Tanz veranstaltet, wobei sein Sohn einen wilden und erstaunlichen Einzeltanz vor ihm aufführte. Hierüber war sein Vater so entzückt, daß er öffentlich erklärte, daß Tschaka sein Großsohn sei, der nach ihm seinen Stamm regieren solle. So hatte er seine Nachfolge für sich und vielleicht auch für Dingiswaho gesichert.

Nach einem angenehmen Aufenthalt von einigen Tagen kehrte Senzangakona in seinen Heimatskraal zurück. Kurze Zeit nachher fiel er in eine Krankheit und starb, wahrscheinlich um das Jahr 1810.

(Fortsetzung folgt)

(Aus Tschakas blutigen Tagen. Ein Zeitgemälde obiger Schilderungen ist im St. Josephs-Verlag in Reimlingen erschienen. 190 Seiten. Preis 1.65 Mk.)

Auf Missionspfaden

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen und weil der Hochwürdigste Pater Generalsuperior und der Schreiber bald an der Endstation einer Rundreise durch das südafrikanische Missionsgebiet angekommen sind, will ich von hier aus einige Reiseindrücke zu Papier bringen. Wir verließen Mariannhill in den ersten Tagen des September und nahmen die Richtung nach Johannesburg, der Goldstadt, Mafeking wo Cape Colony, Orange Freistaat und das Betschuana Land Protectorate aneinander stoßen, Bulawayo und der Hauptstadt des südlichen Rhodesia Salisbury, von wo wir uns dann in einem Güterwagen in der Richtung nach Beira bis Masheke bringen ließen. Dort erwartete uns Br. Basilius und brachte uns in einer zweirädrigen Kutsche, bespannt mit einem Pferde und einem großen Maulesel nach Monte Cassino, der etwa sechs Kilometer entfernten Missionsstation. Nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen, beschloßen wir unsern guten alten Br. Leopold aufzusuchen, der in der neuen Station Rufunzwe, von ihm St. Anton benannt, mutterseelenallein saß, um die ersten Notbauten aufzuführen, um dem erwarteten Missionar den Weg zu bereiten. Wir fuhren in der obenerwähnten Kutsche in Begleitung des Pater Alberic, Superiors von Monte Cassino, bis St. Ludger, einer Außenschule, 4 Stunden Fahrt entfernt, wo wir auf dem Fußboden übernachteten und nachdem wir am nächsten Morgen auf dem provisorischen Altar Messe gelesen hatten, nach St. Anton aufbrachen, wo wir nach achtfündiger Fahrt und Marsche ermüdet ankamen. Br. Leopold ließ uns sogleich von seinem „Koch“ einem etwa 13 jährigen schwarzen Knaben, dessen ganze Kleidung in einem Lendenschurz bestand, Tee kochen. Wir setzten uns auf Br. Leopolds selbst fabrizierten Dreibeine und indem wir sorgfältig darauf achteten, daß wir nicht mit denselben umkippten, stärkten wir uns mit den mitgebrachten Nahrungsmitteln. Bei der Gelegenheit sah Br. Leopold nach vielen Monaten auch mal wieder Brot. Wir besichtigten die von Br. Leopold geleistete Arbeit, seinen Garten, die ausgepflanzten jungen Bäume und bestiegen den Rufunzweberg, wo wir auf dem höchsten Gipfelpunkte noch die Reste von Bauten früherer Rhodesiabewohner fanden und zogen nach einem Rasttag wieder nach St. Ludger und Monte Cassino zurück. Unterdessen hatten wir hin und her überlegt, wie wir nach Mtofo, das etwa 140 Kilometer von Masheke entfernt ist, kommen könnten. Für einen Marsch dorthin, schien die Entfernung zu groß, Pferde hatte man nicht, zudem ist die Gegend wegen der Leoparden und Löwen gefährlich und so entschlossen wir uns, ein Auto zu mieten, das uns in einem Tage hin und zurückbringen sollte. Wir fuhren in der Frühe ab und um etwa 11 Uhr befanden wir uns beim Native Commissionär, der uns

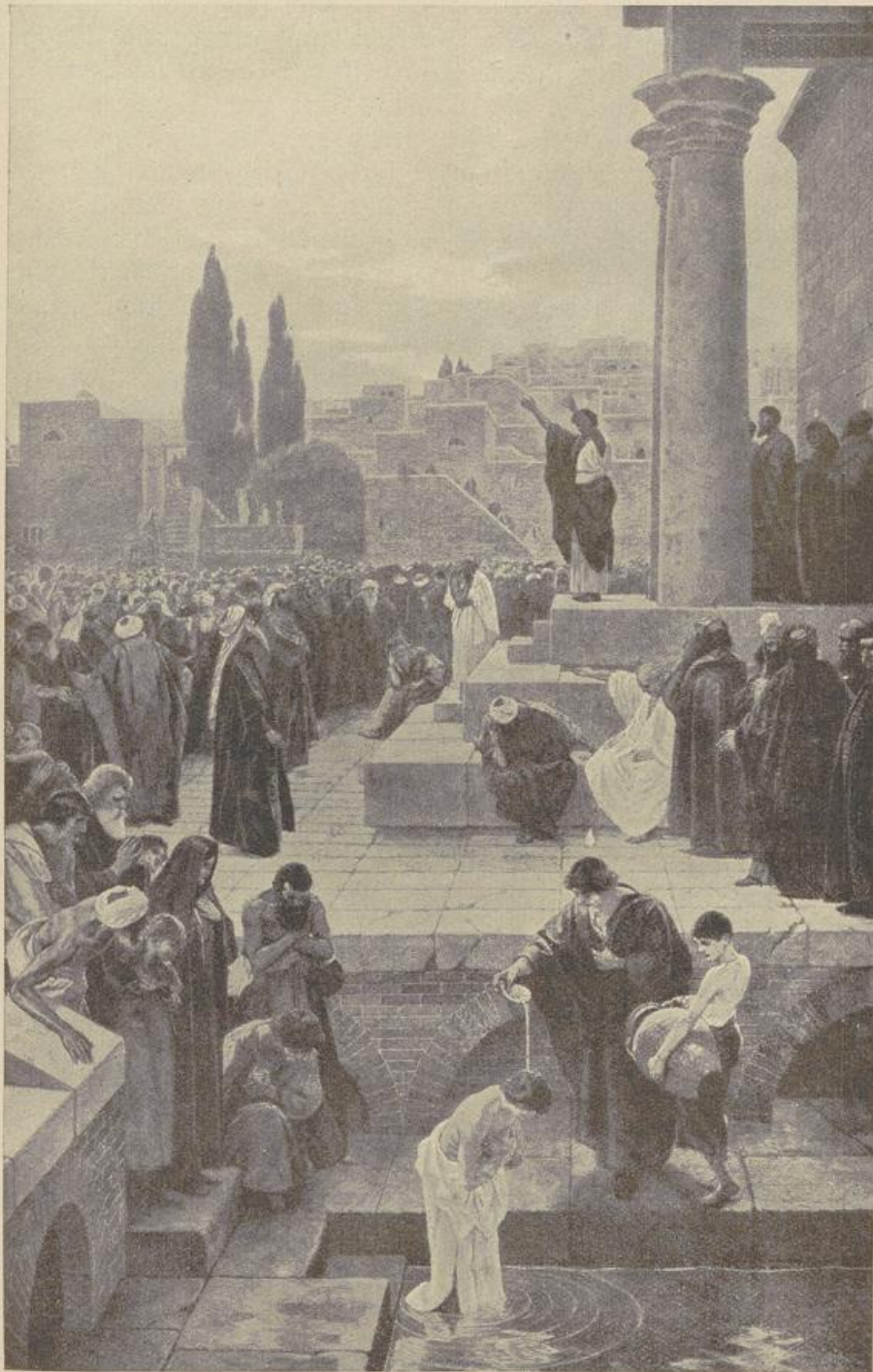
auf seiner provisorischen Karte zeigte, wo wir für Missionszwecke Land erwerben könnten. Um aber keine Rahe im Sacke zu kaufen, wie man zu sagen pflegt, fuhren wir weitere 50 Kilometer auf einem Pfade, den der Dippinspektor für sich notdürftig von Schwarzen hatte herichten lassen, damit er die verschiedenen Dippes per Auto besichtigen konnte. Schließlich kamen wir so zwischen Berge, daß von Alderbau mit Pflug nicht mehr Rede sein konnte; es traten Baobobbbäume (Affenbrotbäume) auf, deren Anwesenheit allein von dem heißen Klima zeugte und beschlossen es in dieser Gegend vorläufig noch bei Außenschulen bewenden zu lassen und den Kauf von Land für eine Missionsstation der Zukunft zu überlassen, zumal die Frage ventilirt wurde, daß die Regierung später weiteres Land für Mission frei geben wolle. So kehrten wir denn nach Monte Cassino zurück, wo wir spät in der Nacht ankamen. Der arme Pater Ebner war auf der ganzen Autofahrt seelkrank und ich weiß nicht mehr, wie oft wir beide hinten im Auto in die Höhe geworfen wurden, daß wir mit dem Kopf an der Decke anstießen. Obschon wir erst St. Benedikt, die Station des Pater Ebner besuchen wollten, welche etwa 50 Kilometer nördlich von Mashele liegt, beschlossen wir schließlich, dies erst auf dem Rückwege von Triashill zu tun und fuhren per Bahn nach der Bahnstation Rufape und von da die übrigen 46 Kilometer auf einer improvisierten Kutsche, gezogen von zwei schwachen Pferden. Wir kamen gegen 10 Uhr an, aber während Monte Cassino vor sich eine Ebene mit fruchtbarem Lehm-boden hat, fanden wir in Triashill einen armen Boden, der unmöglich eine so große Schule ernähren kann, wie wir in Triashill vorfanden. In dieser Erkenntnis hatte man denn auch St. Barbara, einen Außenposten, etwa 2 Stunden entfernt gegründet, um auf dem dortigen fruchtbaren Boden, den nötigen Mais ziehen zu können. Wir besuchten auch diesen Platz nud von da zu Pferd das 20 Kilometer entfernte St. Kilian, wo Br. Theophil die Pionierarbeiten zu verrichten hat, um die spätere regelrechte Besetzung zu ermöglichen. Bis dahin müssen wir uns mit einer Tagesschule für die nächste Bevölkerung begnügen.

Dort sah ich auch Produkte der schwarzen Schmiede, welche ich bei Berücksichtigung der primitiven Mittel nur bewundern konnte, z. B. Eisenstücke als Draht ausgeschmiedet ohne daß man Spuren von Hammerschlägen sehen konnte. Als Blasbälge dienen Ziegenhäute und als Heizmittel benützen sie Holzkohle, welche aus einer Art Erica und aus dem Holze eines Baumes gewonnen wird, den sie muschanti nannten. Die Früchte dieses Baumes werden von den großen Pavianen, die es in Menge gibt, gegessen. Diese Affen bilden im Verein mit den Wildschweinen eine wahre Landplage in diesen dünnbevölkerten Strecken und machen einen regelrechten Schulbetrieb in den Sommermonaten fast unmöglich, weil die Kinder die Felder bewachen müssen, bis sie abgeerntet sind. Tagsüber sind die Affen da und nachts die

Wildschweine. Doch kehren wir zu unserm Br. Theophil zurück. Er hat 10 000 Ziegelsteine gemacht, bereits einen Stall und eine runde Hütte für seine Köchinnen, zwei oder drei christlichen Mädchen, gebaut, selbst wohnt er aber in einem Fruchthause, welches ein Schwarzer beim Abzuge stehen gelassen hatte, in das er auf einer Hühnerleiter hinaufsteigt. Da muß man schon balancieren, wenn man nicht fallen will. Diese Fruchthütten sind zweckentsprechend gemacht, damit das Getreide vor Bodenfeuchtigkeit und vor Regen sowie vor Insekten geschützt ist. Wenn möglich, bauen die Schwarzen sie auf einer Felsplatte, Granit, wie sie hier vielfach sind. Es gibt Berge, bis 150 Meter hoch, die aus einem Felsblock bestehen. Sind keine solchen Platten da, werden sie in einem Kreis oder Quadrat von etwa 3 Metern Durchmesser einzelne Steine gelegt. Auf diese kommen Baumstämme von 20 Zentimeter Dicke, dicht nebeneinander, auf diese kommt eine Lehm-schicht, welche das Fundament und den Boden der Fruchthütte bildet. Die Seitenwände bestehen aus mit Lehm innen und außen verschmiertem Flechtwerk. Ebenso besteht das Dach aus mit Lehm verschmiertem Flechtwerk. Alles ist aber sorgfältig glatt gestrichen, daß das Regenwasser restlos abläuft. Entweder im Dach oder in der Seite ist ein Loch von etwa 30×50 Zentimeter ausgespart, durch welches das Getreide hineingeschüttet wird. Dann wird aus Lehmflechtwerk ein passender Verschußdeckel gemacht, eingesetzt und die Randfuge sorgfältig mit Lehm wasser- und soweit als möglich luftdicht verschmiert. Also in einer solchen nur ausnahmsweise großen Hütte von etwa 3×3 Meter im Quadrat wohnt, schläft, ißt, haust unser Br. Theophil und hat die alte Scheidewand teilweise stehen lassen, um dahinter sein Magazin zu bergen. Die Fruchthütten sind öfter in zwei oder drei Teile abgeteilt. Im Felde hat er Weizen und andere Gewächse stehen, aber wie leicht verständlich, hat er keine Zeit gehabt, den Boden gründlich vorzubereiten und hofft später bessere Erträge. Er hatte große Freude, als ich ihm die Beschaffung eines Karrens oder Wagens versprach, den er dringend brauchte.

Gegen Abend mußten wir unsern guten Br. Theophil wieder zurücklassen um nach St. Barbara und am nächsten Tage nach Triashill zurück zu kehren. Wir hoffen zuversichtlich, daß St. Barbara nicht bloß eine Kornkammer für Triashill bleibt, sondern sich zu einer eigenen Station entwickelt, um die Christianisierung und Hebung der Umgebung intensiver betreiben zu können.

Von Triashill begaben wir uns zur Bahn nach Rusape und erhielten Gottes Segen auf dem Wege in Form des ersten Frühlingsgewitters, welches den lange ersehnten Regen brachte, denn das Vieh fand auf der Weide längst kein Gras mehr. Am nächsten Morgen kamen wir etwa um 6 Uhr auf der St. Benedikt am nächsten gelegenen Station Umfesi an, wo die Kutsche wartete, um uns nach dem 35 Kilometer entfernten



Petrus predigt den Auferstandenen am Pfingstfeste in Jerusalem

St. Benedikt zu bringen, wo wir gegen 10 Uhr ankamen und gleich die heilige Messe lasen. Diese Station ist noch jung und doch wurden schon viele Opfer gebracht. Die Gebäude sind arm, sowie die ganze innere Einrichtung. Eine neue Kirche ist im Bau und zwei Öfen gebrannter Steine, welche Br. Markus mit den Schülern gemacht hatte von Ameisenhaufenerde stehen fertig da. Der Umstand, daß hier ein Ameisenhaufen das Material zu 60 000 Ziegelsteinen liefert, läßt uns schon ein Bild von der Größe bilden. Ich kann hier nicht unterlassen, dem guten Pater Ebner, der so große Opfer für seine Schwarzen bringt zu helfen. Ich habe schon in manchen Missionsbetrieb hinein zu sehen Gelegenheit gehabt aber noch kaum eine Station gefunden, wo eine Gabe so wohl angebracht wäre. Pater Ebner ist etwa 4 Jahre in Rhodesia und macht seine ganzen Missionstouren bei seiner Runde durch die Außenschulen zu Fuß und zwar, ich weiß nicht, ob ich es sagen darf, größtenteils barfuß; er sagt, es laufe sich noch besser. Schon manchesmal mußte er im Freien übernachten und hörte das Wild um sich herum. Er kam mit Leoparden, Gepards und anderen Tieren zusammen, bei seinem Nachtlager fand er morgens Spuren von Löwen, aber er ließ sich nicht bange machen und es ist ihm bis heute noch kein Leid geschehen. Deshalb, nochmals lieber Leser, hilf ihm!

Nachdem unsere Aufgabe in St. Benedikt nun auch erledigt war, fuhren wir nach Monte Cassino zurück und schnürten unsere Bündel für die Heimreise. Es ging zurück nach Salisbury, wo wir die verschiedenen Kollegien der Jesuitenpatres besuchten und die älteste katholische Missionsstation in Rhodesia, wenn nicht von Südafrika, Chishawasha besichtigten. Da wir nun einmal auf der Reise waren, wollten wir auch andere Missionsgebiete sehen, denn überall gibt es was zu lernen und verschiedene Angelegenheiten mit anderen Missionsobern zu besprechen und fuhren daher auf dem Umweg über Kimberley nach hier um dann via East London nach Mariannhill zurück zu kehren.

Von Dr. M. Kohler, Missionsarzt

Mariannhill als Sehenswürdigkeit

Durban oder Port Natal ist die Hafenstadt Natal's mit ca 100 000 Einwohnern. Seine Geschichte ist noch nicht viel über 100 Jahre alt. Trotz allen äußeren Reichtums und prunkhaften Glanzes, trotzdem die Natur hier alles getan hat, um dem modernen Lebensgenusse und Luxus einen sonnigen, grünen Platz an der unvergleichlich schönen Bucht zu schaffen, fehlt Durban etwas, was dem kleinsten, unbedeutendsten Frankenstädtchen anhaftet, die Patina der Geschichte. Südafrika ist ein

noch junges Land. Wissenschaft und Kunst ist neu. Es ist naturgemäß, daß die Leute hier nach allem haschen, was sich aus der Alltäglichkeit und aus der Halbheit dieser raschlebigen Welt heraushebt. So ist denn Mariannhill 20 Meilen von Durban entfernt, zur Sehenswürdigkeit Durban's geworden.

Unsern Lesern ist Mariannhill aus der Feder der Klosterleute bekannt und vertraut; vielleicht ist es aber auch einmal interessant, den Rundgang durch Mariannhill mit Leuten zu machen, die ihnen allen fremd sind, fremd nach ihrer Nationalität, fremd nach ihrer Religion, fremd nach ihrer Lebensauffassung. Hunderte und hunderte kommen in Autos und Charabanks, sodaß vom Bischof eigene Besuchstage eingeführt worden sind. Katholiken sind nur wenige dabei. Was ist es doch für eine Abwechslung, statt in das fashionable Seebad zu gehen, einmal einem Kloster einen Besuch abzustatten! Statt auf den Golf- und Tennisplatz zu gehen, hinter wirkliche Klostermauern zu treten! In der Saison, welche in die Wintermonate Mai bis Juli fällt und in der alles auf Vergnügen, Abwechslung und Genuß zugeschnitten ist, einmal in eine Welt zu schauen, in der man das Leben verneint?!

So kommt das bunte Volk schnatternd und neugierig vor Mariannhill an; die Motorcars halten vor der Pforte, einem großen und ausgreifendem Portal, dessen Freskoschmuck mit hellen Farben in der afrikanischen Sonne leuchtet und das mit seiner Inschrift „Ora et labora“ mehr sagen will, als die Ankömmlinge vorerst dabei meinen.

Die meisten sind überrascht über die Gediegenheit, die sie in der für sie neuen Klosterwelt finden. Das Leben erscheint hier gar nicht so geschäftig und eilig, aber die Summe der geleisteten Arbeit ist so augenscheinlich. Die Gebäude sind für afrikanische Verhältnisse großartig; die Gartenanlagen einzig. „Wo aber sind die menschlichen Lasttiere, die das geschaffen haben?“ Man sieht sie nicht. Keinen scheint seine Arbeit zu drücken. Sogar auf die Schwarzen, die in den Städten zur Farze des gelangweilten Europäers werden, geht etwas von dieser Würde über. Ja merkwürdig wird manchem zu Mute; diese Klosterwelt scheint seiner Salmiwelt die Wage zu halten.

In der Tat, die Besucher sparen nicht mit ihrer Bewunderung und auch an offiziellen Auszeichnungen hat es nie gefehlt; so hatte z. B. der verstorbene Bruder Nivard, der Architekt Mariannhills, ein Reisebillet 1. Klasse auf Lebensdauer für ganz Natal für seine Hilfeleistung bei staatlichen Brückenbauten und sonstigen Kunstbauten.

Was sonst noch an anderen Gefühlen bei den Besuchern zu Tage kommt, wüßte am besten der Bruder Fremdenführer zu sagen, der allein für diese große Aufgabe da ist. Er hat wahrlich nicht den leichtesten und den letzten Posten in der allgemeinen Missionsarbeit. Der englische Angelus wird anders geläutet als in Deutschland. Die Glocke wird dreimal angeschlagen; und zwar so je dreimal. In Mariannhill stehen

alle Leute dann still, Schwarze wie Weiße, welche zum Kloster gehören. Man muß aus den Zeitungsnachrichten wissen, welchen Eindruck die zwei Minuten Pause auf die Gemüter gemacht hat und welche zur Erinnerung an den Waffenstillstand Jahr für Jahr gemacht wird. Der Kontrast an verkehrsreichen Plätzen ist so wirksam, daß diese zwei Minuten Pause zu den wirksamsten und nachhaltigsten Gedächtnisfeiern gehört. Wie nun, wenn hier dreimal am Tage das alltägliche Leben unterbrochen wird! Wenn diese Leute dreimal einer Sammlung fähig sind, dann sind sie sicher zu beneiden.



Bete und arbeite

Der bunte Schwarm ist etwas ruhiger geworden. Ob Nachdenklichkeit oder Ermüdung in der afrikanischen Sonne die Ursache ist? Wer es wissen will, der frage Bruder Tintan, der seine Pappenheimer kennt und sie zur Pforte zurückführt zum See, der in englischen Ländern unerlässlich ist.

Dort zeigt er nochmal auf das „Ora et labora“, dem unverständenen Eintrittsgruß am Portal. Ob es beim Austritt besser verstanden wird? Es ist das Sache der Besucher selbst. Und vielleicht hat mancher in seinem Leben noch nie erfahren, was ein Heiliger ist, so denkt er dann, „es war wohl ein großer Philosoph, dieser heilige Benediktus. Sonst könnten seine Schüler nicht solches leisten.“

Der Kontrast zwischen der Klosterwelt und der Außenwelt wird abgeschwächt beim Abschied durch das Symphonium, welches im Gastzimmer der Pforte heftig arbeitet, namentlich zum Schluß, ehe die bunte Gesellschaft weiterzieht. Es wird wieder lebhaft und geschäftig. Was hat auch jeder noch zu erledigen am gleichen Tage! „Dra et labora“ steht über der Pforte. Zum Lösen dieses Rätsels bleibt keine Zeit mehr. Dieses Schauspiel ist für die wenigen längern Besucher reserviert. Es ist das Dra am Abend in der Klosterkirche, welches alle die Arbeiter des Tages am heiligen Orte versammelt; das schmutzige Arbeitskleid ist vertauscht; alle Hände und Fähigkeiten haben geholfen um die Liturgie des Abendgottesdienstes zu verschönern. Die Konventskirche ist dicht besetzt und bis die Abendandacht vorüber ist, ist es bei der kurzen Dämmerung hier Abend geworden. Jeder hat seinen vollen Arbeitssteil geleistet an seinem Platze, nicht zuletzt der Fremdenführer des Klosters Mariannhill, der im Wächterhaus schläft mit dem Schild: „Dra et labora“.

Auf dem Friedhof geht's um

Eines Abends saß ein Missionar und ich auf der Station Centocow noch etwas zusammen und erzählten uns unsere Missionserlebnisse. Da kam auf einmal in atemloser Eile ein Mädchen, Maria mit Namen, herbeigestürzt und rief: „Es ist ein Geist auf dem Friedhof.“ Ich sagte zu ihr: „Geh weiter, du träumst ja.“ „Nein,“ wiederholte sie, „schau nur hinaus und du wirst ihn sehen.“ Ich schaute hinaus und sah wirklich etwas wie eine Jackel auf dem Friedhof. Auch Pater Balduin Reiner, der andere Missionar, hatte dieselbe Erscheinung. Wir zogen nun alte Militärmäntel an. Ich nahm ein Gewehr und einige Patronen. Pater Balduin eine Sicherheitslaterne. So ausgerüstet zogen wir nun still zum Friedhof, um die Sache auszukundschaften. Als wir in die Nähe kamen, merkten wir plötzlich einen abscheulichen Leichengeruch. Wir dachten gleich, daß vielleicht ein Zauberer auf dem Friedhof wäre und in den Gräbern herumwühle. Es kommt öfters vor, daß Zauberer Leichen ausgraben und gewisse Teile des Körpers mit sich nehmen, um Medizin daraus zu machen.

Vorerst gingen wir im Nebel weiter. Unsere kleine Laterne schimmerte ganz gespenstisch im Dunkel der Nacht. Als wir nun näher auf den Friedhof hinkamen, verschwand plötzlich die Jackel, als wir noch näher kamen, hörte auch der Leichengeruch auf. Wir betraten nun die Gräberstätte und leuchteten überall umher, allein es war nichts zu finden. Wir gingen nun forschend auf der oberen Straße zur Station zurück. Mein Fuß stieß auf etwas. Ich leuchtete hin. Da liegt

eine alte Schüssel mit einer Hose umwickelt. Langsam zogen wir weiter. Da horch! Kling, kling, kling, kling. Ich reiße das Gewehr an die Schulter. Da sah ich im Lichterschein zwei Pferde im Straßen-graben stehen, von einem Mann am Zügel gehalten. Als dieser mein Gewehr sah, fiel er vor Schrecken zu Boden. Nun klärte sich die Sache auf. Der Mann hatte einen Toten gebracht. Dieser Tote wollte Christ werden, hatte aber noch zwei Frauen, darum war er noch nicht getauft worden. Seine Kinder waren in der Schule. Eines Tages war er nun zum benachbarten Stamm zu einem Biergelage gegangen. Am Abend waren seine Pferde allein nach Hause gekommen. Man suchte nach ihm und fand ihn schließlich in einem trockenen Wasserlauf. Man sah deutlich die Spuren, daß er erwürgt worden war. Vier Tage lang mußte nun der Körper daliegen, bis der Bezirks-arzt von Tzopo kam, um diese Sache zu untersuchen. Dann erst wurde die Leiche freigegeben. Weil nun die Leute wußten, daß wir einen Ungetauften nicht auf dem Friedhof beerdigen lassen, haben sie in der Nacht die Leiche direkt hinter dem Friedhof begraben. Daher kam also der Jackelschein und der Leichengeruch und die Pferde mit dem zu Tode erschrockenen Mann.

Das Merkwürdige dabei war, daß dieser Mann und sein Genosse, der den Toten begraben, meinte, ein Geist käme auf sie zu. Sie sahen nämlich im Nebel unser Licht immer näher kommen. Sie sagten, das sei der itonga, das heißt der Schutzgeist der ama Roma, der sich sicher erkundigen wolle, wer bei den Gräbern sich herumtreibe.

Von Pater Joseph Reiner, R. M. M.

Wie gelebt, so gestorben

Eines Tages erhielt ich ein Telegramm aus der Illobugegend. Das lautete: „Ein Mann ist totkrank, komme sofort.“ Die Unterschrift war ein uns unbekannter Name. Nun hatten wir aber den Leuten aus-drücklich eingeschärft, jedes Telegramm, das den Priester zu einem Kranken ruft, müsse vom Ortskatechisten unterschrieben sein. Wir wußten ja sonst nicht, wohin wir gehen müßten. Daß dieses Telegramm nicht von demselben unterschrieben war kam daher, weil der Katechet krank war und das Telegramm darum nicht selbst zur Post bringen konnte. Man fragte überall, ob jemand den kenne, der unterschrieben hatte und wisse, wo er wohne. Niemand konnte uns Auskunft geben. Wo sollte man ihn nun suchen, am oberen, mittleren oder unteren Illobu? Da niemand uns Auskunft zu geben vermochte, konnten wir auch nicht hinreiten. Als ich wieder einmal zum regelmäßigen Gottesdienst in die Illobu-gegend kam, fragte ich den Katechisten, ob er den Mann kenne. Der

sagte mir, daß er diesen Mann gut kenne. Er sei ein abgefallener Katholik, der Jahre hindurch kein Sakrament mehr empfangen habe und sich überhaupt um die Religion nicht mehr gekümmert habe. So geht es, wenn man sich die Befehrung für das Sterbebett aufspart. Auf dem Todesbett verlangte er nach dem Priester, aber dieser fand ihn nicht. Möge Gott ihm wenigstens die Gnade einer vollkommenen Reue gegeben haben!

Eines Tages gegen Mittag kam ein Mädchen eilig gelaufen und teilte mir mit, daß ich zu einer kranken Frau auf dem andern Ufer des Umlas kommen sollte. Ich überlegte noch, ob ich noch vor oder erst nach dem Mittagessen gehen sollte. Weil mir aber das Mädchen erklärte, die Frau liege wie leblos da und sei in höchster Gefahr, sattelte ich sogleich mein Pferd und sprengte dem Umlas zu. In 1½ Stunden hatte ich in flottem Ritt die Hütte der Kranken erreicht. Bei meinem Eintritt waren die Augen der Kranken voll Freude auf mich gerichtet. Ich fand sie ganz bei Besinnung und hörte sie sogleich Beicht und spendete ihr die heiligen Sterbesakramente. Nachdem ich noch eine Zeit mit ihr gebetet und ihr die Generalabsolution gegeben hatte, ritt ich wieder heim. Als ich in der nächsten Woche in derselben Gegend Gottesdienst hielt, wollte ich auch die Kranke besuchen. Allein man sagte mir: „Baba, sie ist gestorben, nachdem du kaum die Hütte verlassen hattest.“ Ich fragte dann nach dem Vorleben der Frau. Es hieß allgemein, sie sei eine eifrige Christin gewesen. Beim Heimritt dachte ich mir: Weil du im Leben treu warst, hat dir Gott auch am Sterbebett einen Priester gegeben. Von Priesterhand und Priestermund gestärkt ist gut sterben.

Von Schwester M. Amata, C. P. S.

Der Kampf um ein Stückchen Brot

Ein schöner heller Tag war's. Der Missionar sattelte sein Pferd. Rechts und links am Sattel hing eine Ledertasche. Sie bargen das Aller-notwendigste für den folgenden Tag, galt es doch in einer Außenkapelle die heilige Messe zu lesen. Vergaß, vergab über Flüsse und durch Urwald ging der Weg, doch endlich, nach vierstündigem Ritt war der Missionar am Ziel beim Missionskapellchen. Das Pferd wurde ab-
gesattelt und suchte sich dann sein Futter. Der Missionar setzte sich auf der Veranda auf eine Bank und betete sein Brevier. Bei Sonnen-
untergang kam der Katechet, da gab es nämlich noch manches zu be-
sprechen. Doch endlich verließ er den Missionar und suchte seine Ruhe-
stätte auf. Jener blieb noch eine Weile sitzen und betrachtete den schönen
Sternenhimmel. Ruhig wurde es rings umher und nun suchte auch

der Priester sein Lager auf. Ein kleines Kämmerchen, ein Tischchen, ein Stuhl und der Strohsack, die ganze Einrichtung. Behutsam legte er alles auf das Tischchen. Müde von dem beschwerlichen Ritt schlief er bald ein. Da auf einmal ein Lärm auf dem Tisch, sollte jemand die Taschen fortnehmen wollen? Schnell ein Streichhölzchen, doch der Eindringling sprang davon. Was war's? Die hungrigen Ratten wollten das Frühstück des Missionars verzehren. Nun hing er die Tasche über den Stuhl und hoffte, so sein Stücklein Brot sei in Sicherheit. Doch nicht lange dauerte es und es begann ein Hin- und Herzerren an den Taschen. Wiederum Licht gemacht, schnell die Reitpeitsche her, um die hungrigen Gäste damit in die Flucht zu jagen. Doch die ließen sich dadurch nicht erschrecken und es schien, als wollten sie die Geduld des Missionars auf die Probe stellen; denn nach einer Weile spazierten sie sogar über sein Gesicht wieder zu den Taschen und mit einem Ruck lagen dieselben auf dem Boden. Doch der Pater stritt tapfer mit den Ratten um sein Stückchen Brot während der Nacht und als der Morgen durch die Fenster schaute, war es gerettet für ihn und die kleinen Spitzhuben waren verschwunden.

Das heiligste Herz Jesu

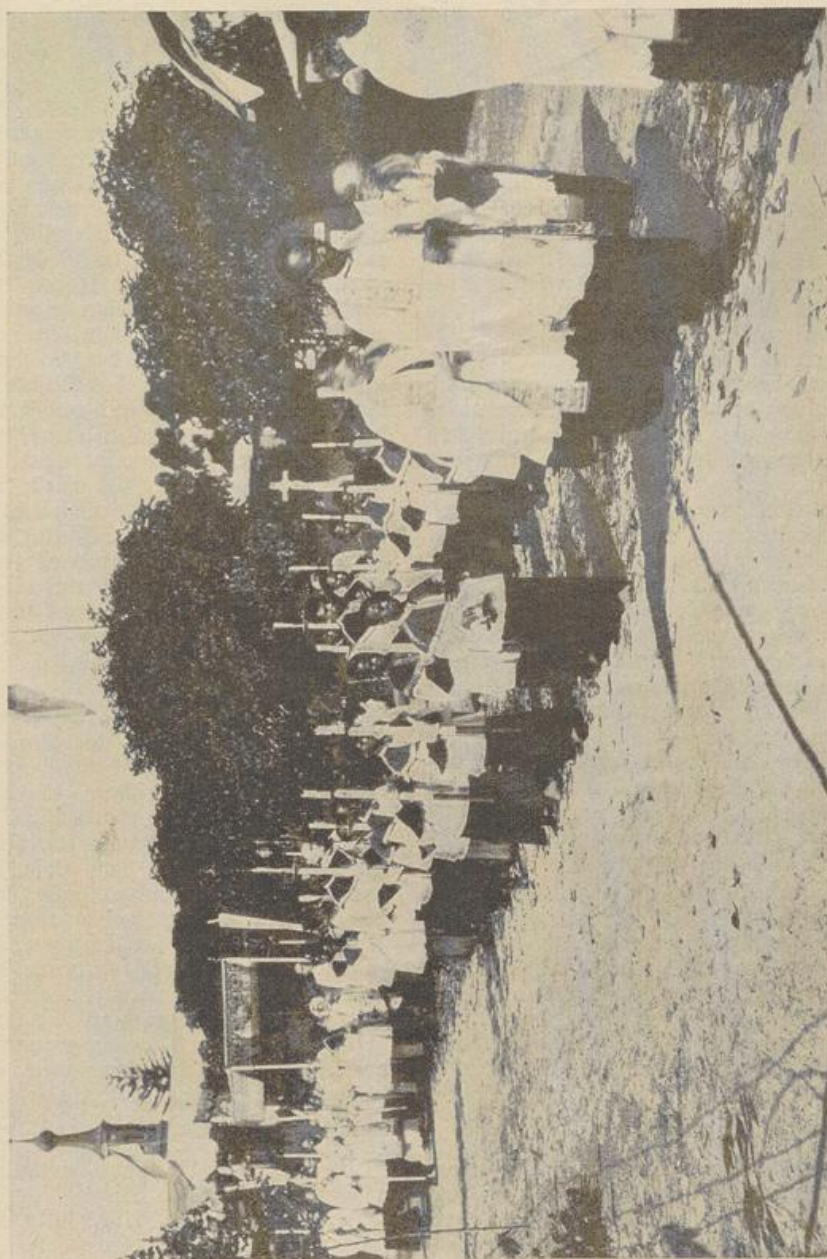
Du tiefer, klarer Brunnen,
Aus dem in sel'gen Wonnen
Der Erdenpilger trinkt;
Wo ihm mit kühlem Schatten,
Will dürstend er ermatten,
Ein Ruheplätzchen winkt.

Du Blümlein, das der Düste
Gewürze in die Lüfte
Aus goldnem Kelche gießt;
Das in der Blättlein Hülle
Des Gnadentaues Fülle
Dem Herzen reich erschließt.

Du tiefer Schacht, der immer
Erstrahlt von lichtem Flimmer,
Der höchsten Schätze voll;
Zu dem das Herz, das arme,
In jedem Leid und Harme
Hinuntersteigen soll.

Du Stern, der scheint so milde
Auf nächtliche Gefilde
Der finstern Welt herab.
Vor seinem Scheine weichen
Die Sorgen all, die bleichen,
Verklärt sich selbst das Grab.

Das ist das wunderbare
Herz Jesu! — Eine klare
Zistern' mit frischem Quell.
Ein Blümlein süß von Düften,
Ein Schatz in tiefen Klüften,
Ein Sternlein silberhell.



Fronleichnamsprozession
in Mariannhill

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Die Totenschau wurde also gleich vorgenommen. Es ergab sich, daß wirklich das Messer des Abbe Montmoulin genau zur tödlichen Wunde paßte. Ferner fand man unter der Leiche den Kerzenstock, den der kleine Charles, wie man sich erinnern wird, aus Angst vor dem gemalten Totenkopfe fallen ließ. Der Leuchter wurde als Eigentum des Pfarrers erkannt, und der Amtsrichter erblickte darin eine Bestätigung seiner Annahme, daß derselbe die Ermordete unter dem Vorwande, ihr in der Sakristei das Geld auszuzahlen, durch den Korridor und die dunkle Wendeltreppe zu dem Orte geleitet habe, wo er das Verbrechen am sichersten und bequemsten begehen konnte.

„Nun haben wir die ganze Kette der Beweise“, sagte der Untersuchungsrichter zufrieden. „Jetzt wollen wir den Angeklagten mit einem Schläge die Wucht derselben fühlen lassen, und es sollte mich wundern, wenn er nicht klein beigäbe.“

Mit diesen Worten begab sich Herr Barthelot in die Wohnung des Pfarrers, wo er mit dem Gerichtsschreiber am Tische Platz nahm und den Verhafteten vorzuführen befahl.

Abbe Montmoulin hatte bis Tagesanbruch in dem Schläfe tiefer Erschöpfung auf seinem Bette gelegen. Als er, durch den Lärm der Leute geweckt, die sich immer zahlreicher auf dem Klosterhofe einfanden, aus demselben auffuhr, meinte er zunächst, es sei alles nur ein schwerer Traum gewesen. Mit einem Seufzer der Erleichterung wollte er sich aufrichten, aber da sah er den Gendarmen sitzen, der ihn beobachtete, und erblickte auf dem Waschtische die Schüssel voll blutigen Wassers. „Es ist also doch schreckliche Wahrheit und kein bloßer, lästiger Traum!“ rief er jammernd aus, und an seinem Geiste zogen die furchtbaren Ereignisse der letzten Nacht vorüber — Losers Beichte, die Hausdurchsuchung, die Auffindung der Leiche und des blutigen Messers. Dann schaute er zagend in die nächste Zukunft. Er war verhaftet unter dem dringenden Verdachte, einen entsetzlichen Raubmord begangen zu haben; gleich wird man ihn wie einen gemeinen Verbrecher offen und am hel-

len Tage vor den Augen seiner Pfarrkinder in den Kerker abführen. Schon hörte er den Lärm der Menge unter seinem Fenster. Welches Argernis! welche Schande! Und dann sieht er sich vor Gericht gestellt, und er kann der schrecklichen Anklage gegenüber nur seine Unschuld beteuern. Wird man ihm glauben? Er wagt es kaum zu glauben. Und so muß wohl das „Schuldig“ der Geschworenen und das Todesurteil des Richters über ihn ergehen. Und schauernd erblickt er das Blutgerüst der Guillotine!

Abbe Montmoulin wäre kein Mensch gewesen, wenn ihn das alles nicht in tiefster Seele erschüttert hätte. „Und wenn dieses furchtbare Schicksal nur mich trafe“, sagte er sich, „aber es trifft mit mir meine arme Mutter und Schwester und wird schweres Argernis für meine Gemeinde und weit über die Grenzen derselben zur Folge haben.“

Nochmals überdachte er alles. Losers Bekenntnis war, wenn auch von purer Angst eingegeben, doch, wie er annehmen mußte, in der Absicht geschehen, die sakramentale Lossprechung zu erhalten, und folglich eine wahre Beichte. Davon durfte er also unter keinen Umständen etwas verraten. Auch daß Loser gestern abend bei ihm gebeichtet habe, durfte er nicht gestehen. Das wäre unter diesen Umständen einer verdächtigen Anklage gegen denselben gleichkommen. Dürfte er aber nicht wenigstens sagen, er habe Loser gestern abend gesehen? Er hatte ihn ja wirklich gesehen, bevor er wußte, daß derselbe bei ihm beichten wolle, und die bloße Tatsache, daß er ihn gesehen habe, fiel an sich gewiß nicht unter das Beichtgeheimnis. Andererseits lag es auf der Hand, daß seine Angabe, er habe Loser gesehen, von großer Wichtigkeit für seine Verteidigung war. Abbe Montmoulin hatte aber auf die Frage, ob er den Rüster seit Sonnabend gesehen habe, bereits mit „nein“ geantwortet, weil er sich gesagt hatte, Loser sei doch nur um der Beicht willen bei ihm eingetreten, und weil es ihm erschienen, schon das einzugestehen, könnte seine heilige Verpflichtung in Gefahr bringen. Auch jetzt beschloß er, bei dieser Aussage zu verharren.

„Wäre es mir gestern abend noch erlaubt

gewesen, die Rückkehr Losers zu verraten, so darf ich meine Aussage doch jetzt nicht mehr widerrufen. Einen solchen Widerruf könnte ich ja nur dadurch erklären, daß ich der Meinung gewesen sei, mein Gewissen habe mir verboten, die Rückkehr des Rüstlers einzugestehen. Das müßte indirekt die Vermutung nahelegen, der Rüstler sei der Beicht wegen bei mir gewesen, und schon das würde ihn des Inhalts derselben verdächtig machen. Abrißens hätte auch die Aussage, Loser sei zurückgekehrt, mich wahrscheinlich doch nicht ganz von dem Verdachte gereinigt, der Mörder zu sein. Das Messer, der Korb, mein blutiges Kleid und die übrigen Umstände sprechen gegen mich. Es kommt darauf an, ob der Richter mich, einen bisher unbescholtenen Mann, einer solchen Tat für fähig hält. Tut er das und stellt sich heraus, daß ich der einzige bin, der den unseligen Rüstler zur Zeit der Tat in St. Victoire sah, so würde er meine Aussage als eine Lüge betrachten, die ich erfunden hätte, den Verdacht des Mordes auf einen Unschuldigen zu wälzen. Wer ja einen Priester eines Mordes fähig hält, wird ihn erst recht einer Lüge fähig achten, und so hätte mich auch die Aussage, Loser gesehen zu haben, wohl kaum gerettet. Wenn nicht von anderer Seite nachgewiesen wird, daß Loser zur Zeit des Mordes hier war, werde ich zweifelsohne als Opfer des Beichtgeheimnisses den ganzen Kelch der Schmach leeren müssen.“

Wie eine Zentnerlast fielen die verschiedenen schweren Verdachtsgründe auf Abbe Montmoulins Seele. Auch die Verlegenheit beim Besuche des Maire und bei der Auffindung des Leichnams, welche er nicht ganz hatte bemeistern können und welche notwendig ein so ungünstiges Licht auf ihn werfen mußte! Konnte er nicht wenigstens diesen fatalen Umstand dadurch aufklären, daß er sagte: „Ja, ich wußte um die Tat, aber unter dem Beichtgeheimnisse?“ Solange dadurch keine bestimmte Person verdächtigt oder in Verlegenheit gebracht wurde, wäre ja das noch keine Verletzung des Beichtgeheimnisses gewesen. Aber war nicht gerade das hier zu fürchten? Nach der Zeit, da der Mord geschehen, hatte nur Loser bei ihm gebeichtet, war überhaupt nur Loser bei ihm gewesen. Wenn es also durch die Nachforschungen der Behörde oder durch irgend einen Zufall entdeckt wurde, daß Loser ihn besucht hatte, so wäre sein Geständnis, er wisse

durch die Anklage des Beichtfindes um den Mord, gleichbedeutend mit dem Geständnisse: dieses eine Beichtfind, dieser eine Besucher, Loser, hat mir in der Beichte den Mord gestanden. — Nein es war sonnenklar: um alles in der Welt durfte er sich nicht damit entschuldigen, daß er in der Beicht von dem Morde Kunde gehabt habe. Es gab also keinen Ausweg für ihn!

Noch ein anderer Gedanke kam Abbe Montmoulin: Der Rüstler hatte ihn über rascht, als er am Sonntagnachmittag die große Geldsumme abzählte. Sollte er nicht wenigstens diesen Umstand, den er keineswegs durch die Beicht wußte, dem Untersuchungsrichter mitteilen? Diese wichtige Tatsache war wohl geeignet, den Verdacht auf den unseligen Mörder zu lenken. Wenn Loser nicht nachher bei ihm gebeichtet hätte, so würde der Priester ganz gewiß diesen Umstand erwähnt haben. Jetzt aber schien ihm auch dieser an sich berechnete Hinweis auf den Täter nicht geraten. „Man würde am Ende doch vermuten, durch die Beicht sei ich erst auf diesen Verdacht gekommen“, sagte er sich. „Nein, nein, ich will in keiner Weise den Täter verdächtigen und so auch nur im entferntesten Veranlassung geben, daß man an der treuesten Bewahrung des Beichtgeheimnisses zweifle. Lieber sterben, als auch nur den Schein der Verletzung des Beichtgeheimnisses auf mich laden!“ lautete endlich der heroische Entschluß des Priesters, und nachdem er denselben gefaßt, kehrte verhältnismäßige Ruhe in seine Seele ein. Er verrichtete nun seine Morgensandacht und griff zu seinem Breviere, um die Horen zu beten.

Der Gendarm, der den Pfarrer keinen Augenblick aus dem Auge ließ, wunderte sich nicht wenig über die Ruhe und Sammlung, womit der Geistliche seine Gebete verrichtete, während vom Klosterhofe herauf immer lauter der Lärm des Pöbels ertönte und einzelne Stimmen brüllend den „Tod des Pfaffen“ verlangten. „Sonderbar“, sagte sich der Mann, „wenn ich nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, so würde ich ihn für unschuldig halten. Aber pah! Man sagte mir immer, diese Pfaffen seien geborene Heuchler!“ Damit spie er seinen Kautabak aus und schob sich ruhig ein neues Stück in den Mund.

Endlich gegen 10 Uhr wurde Abbe Montmoulin vor den Untersuchungsrichter gerufen. Derselbe empfing ihn nicht

unfreundlich und ließ ihn sich gegenüber Platz nehmen. Nach den gewöhnlichen Fragen über Name, Geburt usw., die der Gerichtsschreiber notierte, sagte der Untersuchungsrichter: „Über die traurige Veranlassung, welche mich zwingt, Sie hier zu Protokoll zu vernehmen, brauche ich kein Wort zu sagen. Sie ist Ihnen bekannt, Herr Pfarrer! Ebenso werden Sie mir erlassen, die überwältigenden Verdachtsgründe anzuführen, welche die Voruntersuchung sofort zu Tage brachte und welche Sie leider so belasten, daß ich für Sie beim besten Willen keinen Ausweg sehe. Als guter Freund rate ich Ihnen deshalb zu einem sofortigen vollen Geständnis; es ist das der einzige Weg, dem Todesurteile zu entgehen!“ Abbe Montmoulin dankte dem Untersuchungsrichter für seine Güte und beteuerte seine Unschuld.

„Diese Beteuerung wird Ihnen leider wenig nützen — angesichts der vorliegenden Tatsachen“, fuhr Herr Barthelot mit etwas strengerem Tone fort. „Man beweist Ihnen, daß Madame Blanchard gestern um diese Stunde — da schlägt es gerade 10 Uhr! — zu Ihnen kam, um eine große Summe Geldes bei Ihnen zu holen — wie erklären Sie nun ihre Ermordung zu einer Zeit, da Sie allein mit ihr unter diesem Dache weilten?“

„Ist das bewiesen, daß ich allein mit ihr unter diesem Dache weilte?“ „Gewiß. Noch mehr: Die einzige Person, die sonst allenfalls hätte stören können, Ihre alte Magd, hatten Sie selbst höchst vorsorglich mit der Weisung fortgeschickt, Sie bis zum folgenden Morgen nicht mehr zu stören.“

„Ich war unwohl.“

„Um, da sollte man meinen, Sie hätten ihrer Dienste noch mehr benötigt.“ „Ich war nur ermüdet und bedurfte der Ruhe.“

„Und Sie waren abends nach 10 Uhr noch auf! — Aber meinetwegen, lassen wir die Ausrede gelten. Jedenfalls war die Magd zur Zeit des Mordes nicht hier. Ebensovienig der Küster, dem Sie am Abende vorher Urlaub gegeben — vielleicht angeboten? — hatten. Sie selbst haben zugegeben, derselbe sei Ihres Wissens nicht zurückgekehrt.“

Die Antwort: „Er konnte auch ohne mein Wissen zurückgekehrt sein“, drängte sich dem Pfarrer auf. Aber seine Ehen dadurch vielleicht das Beichtgeheimnis zu streifen, ließ ihn diese erlaubte Antwort nicht geben; statt dessen machte er nur

die allgemeine Bemerkung, es habe sich vielleicht sonst jemand in das Kloster eingeschlichen.

„Die Tat kann nicht vom ersten besten Landstreicher begangen sein“, drängte der Untersuchungsrichter. „Wer sie verübte, muß genaue Kenntnis der Örtlichkeit besitzen und mußte vor allem wissen, daß Madame Blanchard zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen diese große Summe holen und allein (ohne daß Sie dieselbe begleiteten!) mit derselben die dunkle Wendeltreppe hinabgehen würde — wenn nämlich ihre Erzählung zutreffend ist: ich denke mir das wirklich Geschehene ein wenig anders. Nun sagen Sie mir aber nur das eine: Wie konnte ein Fremder diese zur Vollbringung der Tat nötige Kenntnis haben? Haben Sie jemand gesagt, daß Madame Blanchard zwischen 10 und 11 Uhr allein mit dem vielen Gelde diesen Nebenweg einschlagen werde?“

„Das habe ich selbst nicht gewußt!“ rief der Pfarrer.

„Und Sie wollen mich glauben machen, irgend ein hergelaufener Landstreicher hätte das wissen können? Oder haben Sie etwa auf jemand gegründeten Verdacht?“

Hätte Loser nicht bei ihm gebeichtet, so würde der Pfarrer wahrscheinlich gesagt haben, der Küster habe ganz gut, von seinem vorgeblichen Ausfluge heimgekehrt, der Ermordeten auslauern und die Tat begehen können. Jetzt wagte er den Verdacht nicht auf den Täter zu lenken, um nicht in den Schein zu kommen, er habe das Beichtgeheimnis verletzt. Abbe Montmoulin antwortete also, er wage es nicht, gegen eine bestimmte Person Verdacht auszusprechen.

„Und wie erklären Sie die Auffindung ihres Messers, Ihres Suches (beide mit Blut besetzt) und des Armforbes der Ermordeten in Ihrer Küche? Sie werden vielleicht sagen, der Mörder habe das getan, um den Verdacht auf Sie zu lenken. Aber war das nicht schon dadurch erreicht, daß er sich Ihres Messers bediente und dasselbe bei der Leiche zurückschickte? Wie wäre es einem Fremden eingefallen, anstatt mit seiner Beute möglichst rasch zu fliehen, Messer, Such und Korb auf die Gefahr hin, von Ihnen oder sonst jemand ertappt zu werden, in Ihre Küche hinaufzuschleppen?“

„Ich kann es nicht erklären. Aber es muß doch geschehen sein.“

„Mit dieser Antwort werden Sie kein

Gericht befriedigen. Noch eines! Kennen Sie diesen Leuchter hier?" Damit zog Herr Barthelot plötzlich den Leuchter hervor, den der kleine Charles vor Schrecken hatte fallen lassen.

"Gewiß", antwortete Abbe Montmoulin. "Es ist der Leuchter, den ich beim Meßbuch brauchte; ich habe ihn gestern morgen vermisst."

"Wie das Messer! — Und wissen Sie, wo derselbe sich fand? — Unter der Leiche der Ermordeten!"

Abbe Montmoulin verfärbte sich. Er fühlte, daß die Schwere der gegen ihn vorgebrachten Beweisgründe doch noch viel erdrückender sei, als er sich selbst gedacht hatte. Unwillkürlich trat ihm eine Träne ins Auge, und er sagte mit bewegter Stimme: "Der Schein ist gegen mich: das kann ich nicht leugnen! Aber ich bin trotzdem unschuldig. Gott ist mein Zeuge!"

"Sie würden in Ihrem Interesse besser daran tun, ein offenes Geständnis der traurigen Tat abzulegen, wie ich schon zu Anfang riet, als durch Tränen und theatralische Auftritte mich blenden zu wollen", sagte jetzt streng der Untersuchungsrichter. "Derartige Szenen sind für mich nicht zugkräftig. Also nochmals: wollen Sie gestehen oder nicht?"

"Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin. Um Gottes willen! Wie wäre ich denn auch dazu gekommen, ein solches Verbrechen zu begehen?"

"Das ist freilich ein psychologisches Rätsel, aber doch kein so ganz unlösliches. Mein Gott, Sie sind arm, Sie haben Bücher nötig, wie aus ihrer sehr mangelhaften Bibliothek und aus der Bestellung hervorgeht, die Sie gleich nach der Tat gemacht haben und die man auf Ihrem Pulte vorfand. Sie wollten für Ihre Mutter Zimmer einrichten. Ihre Mutter ist arm, wie man mir sagt. Nun kam die Gelegenheit, sich, der Mutter und vielleicht noch andern mit einemmal zu helfen — und Sie sind dieser Versuchung erlegen! Sehen Sie, der Gedanke, daß Sie es für Ihre Mutter taten, versöhnt mich ein wenig mit der an sich schrecklichen Tat, und ich verspreche Ihnen, sowohl Sie als Ihre Mutter mit jeder Rücksicht zu behandeln, welche das Gesetz gestattet, wofern Sie jetzt frei und frank gestehen."

"Meine Mutter! Wie kann denn aber auch nur ein Schatten von Verdacht auf meine Mutter fallen?" rief Abbe Montmoulin schreckensbleich.

"Es ist meine Überzeugung, daß Ihre Mutter das Geld in der bewußten Tasche beiseite gebracht hat, wenn es sich nicht hier verborgen findet. Jedenfalls wird Ihre Mutter als mutmaßliche Mitwisserin mit Ihnen verhaftet."

"Um Gottes willen, haben Sie Barmherzigkeit! Es wird ihr Tod sein!" flehte der Pfarrer.

Unerbittlich sagte der Untersuchungsrichter: "Gestehen Sie, und Ihre Mutter soll mit der größten Schonung behandelt werden. Sonst lasse ich dieselbe öffentlich verhaften. Und auch Sie sollen in einem geschlossenen Wagen nach Aiz gebracht werden, wenn Sie gestehen. Sonst ist Ihnen die Behandlung eines gemeinen Verbrechers sicher. Glauben Sie nur nicht, daß ich auf Ihren Stand Rücksicht nehmen werde! Ein Priester, der ein solches Verbrechen begeht verdient die Schande noch zehnmal mehr als ein gemeiner Mörder!"

"Ich kann trotzdem nur die Beteuerung meiner Unschuld wiederholen und muß alles andere Gott anheimgeben", sagte der Pfarrer gefaßt. Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln und legte das Protokoll dem Angeeschuldigten, nachdem es vom Gerichtsschreiber verlesen war, zur Unterschrift vor. Abbe Montmoulin war es zu Mute, als ob er sein eigenes Todesurteil unterzeichne. Dann ließ Herr Barthelot die Gendarmen eintreten und übergab ihnen den Gefangenen mit den Worten: "Schließen Sie ihn!" Geduldig hielt derselbe seine Hände hin; aber es zuckte doch ein tiefer Schmerz um seinen Mund, als sich die stählernen Handschellen flirrend um die Gelenke schlossen. Ein Blick auf das Kruzifix gab ihm jedoch die äußere Ruhe wieder. Der Maire und die andern Herren traten nun ebenfalls in das Zimmer.

"Unsere Aufgabe ist hier vorläufig gelöst", sagte der Untersuchungsrichter. "Der Herr Polizeioffizier wird mit der freundlichen Hilfe des Herrn Maire, dessen Tatkraft und Klugheit wir die rasche Ermittlung des Mörders verdanken, die genaue Haussuchung zu Ende führen und die Schriften des Gefangenen zu Händen des Gerichtes einliefern. Inzwischen ist derselbe unter sicherer Bedeckung in das Gefängnis nach Aiz zu bringen. Wir wollen vorausseilen, um auch seine Mutter dingfest zu machen. — Es ist nicht nötig, Herr Bürgermeister, für den Gefangenen einen geschlossenen Wagen zu besorgen; derselbe verdient eine solche

Schonung durchaus nicht, und es ist ganz gut, daß das Volk sieht, wie die Gerechtigkeit den Priestern keinerlei Ausnahmestellung zubilligt.“

„Ganz meine Meinung, Herr Untersuchungsrichter“, entgegnete mit einer Verbeugung der Maire und gab die nötigen Weisungen. Umsonst versuchte der gutmütige Doktor Corbillard, Einsprache gegen dieses harte Verfahren zu erheben. „Ich bin kein Freund der Pfaffen“, sagte er, „aber ich muß dem Cure hier das Zeugnis geben, daß derselbe sich gegen alle armen Kranken immer wahrhaft human und menschenfreundlich benahm, und es wird mir schwer, an seine Schuld zu glauben, so laut die Umstände gegen ihn zeugen. Auch ist er der Schuld noch nicht überwiesen, und bevor das geschieht, darf man ihn doch wohl kaum als Verbrecher behandeln.“

„Wie er zu behandeln ist und ob ich ihn der Schuld überwiesen halte oder nicht, bitte ich mir zu überlassen, Herr Doktor“, entgegnete kühl der Untersuchungsrichter.

„Ach was!“ rief ärgerlich der wohlbeleibte Herr. „Es handelt sich schließlich bei dem geplanten öffentlichen Aufzuge doch nur um ein Wahlmanöver gegen die Klerikalen, und dessen bedarf es wahrlich nicht mehr! Hört nur, wie sie vor dem Kloster schreien: „Al bas la calotte!“ Mit Entrüstung wiesen es der Maire und Herr Barthelot zurück, daß sie auch nur an die Wahlen dächten, und bestanden auf ihrer Anordnung. Da drehte ihnen der Doktor seinen breiten Rücken und verließ brummend das Zimmer. Auf der Schwelle kehrte er sich noch einmal um und sagte, zu dem Gefangenen gewendet: „Herr Cure, ich bin nie in Ihre Predigt gekommen und habe Ihnen auch im Beichtstuhl keinen Kummer gemacht; aber ich habe Sie immer als einen Menschenfreund geachtet und glaube nicht, daß Sie einer Schlechtigkeit fähig wären. Halten Sie den Kopf hoch! Wenn es einen Gott gibt wird er Ihnen helfen!“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Er wird meine Unschuld offenbar machen entweder vor dem irdischen oder doch vor dem ewigen Richterstuhl“, antwortete Abbe Montmoulin.

Dreizehntes Kapitel

Im Kerker

Der Bürgermeister hatte inzwischen die Leiche der Ermordeten aufbahren las-

sen. Sie lag jetzt auf einem Tische im Kreuzgang, und in Massen drängte sich das Volk durch die geöffnete Klosterpforte herbei. Madame Blanchard war ihrer Frömmigkeit wegen oft ausgespottet worden; aber sie hatte nie einem Menschen etwas zuleide getan und wurde von den Armen allgemein als Wohltäterin verehrt. Man kann sich deshalb den Schmerz kaum vorstellen, der die armen Leute ergriff, als sie „die gute Mutter Blanchard“ so entstellt daliegen sahen, und ebenso groß als das Mitleid mit der grausam Ermordeten war die Wut gegen den Mörder.

„Seht doch, das Scheusal hat die gute alte Frau erdrosselt!“

„Erdrosselt und erstochen! Seht das Blut, das ihr Kleid ganz durchfeuchtet!“

„Nein, nein, das kann unser Pfarrer nicht getan haben!“

„Wer denn sonst? Es ist sein Messer! man hat es ihm bewiesen!“

„In Stücke reißen sollte man den Schurken!“

„Da sieht man, was von der Religion zu halten ist! Ich gehe meiner Lebtage in keine Kirche mehr!“

So tönte es wirr durcheinander, und nur wenige Stimmen wagten die Unschuld des guten Pfarrers zu verteidigen oder wenigstens Zweifel an seiner Schuld zu äußern. Und als nun erst der Ruf erscholl: „Da kommt er!“ „Da bringen sie ihn!“ drängte alles den Gendarmen entgegen, welche blank zogen, um den Gefangenen zu schützen und sich einen Weg zum Tore zu öffnen. Man mußte an der Leiche vorüber. Abbe Montmoulin fiel unwillkürlich auf die Knie nieder und hob seine gefesselten Hände zu einem kurzen Gebet empor: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!“ flehte er mit Tränen in den Augen; dann wollte er zum Volke reden, weil ein Augenblick der Ruhe eingetreten war. Aber kaum hatte er gesagt: „Liebe Pfarrkinder, ich bin unschuldig!“ als auch die Hauptschreier ihn mit den größten Schimpfsworten unterbrachen und die Gendarmen, in der Furcht, man möchte sich sonst an dem Gefangenen vergreifen, den armen Pfarrer voran zur Pforte des Klosters drängten.

Da hielt ein Leiterwägelchen des Herrn Carillon, auf dem man sonst Kleinvieh nach Aiz an die Schlächter lieferte. Als der Fuhrmann den Geistlichen in seiner beschmutzten Coutane erblickte, meinte

der rohe Bursche, eine so schlechte Fracht habe er noch nie nach der Stadt gefahren. Solche und ähnliche Roheiten wurden von den umstehenden als gute Spässe belacht, während Abbe Montmoulin das elende Fuhrwerk bestieg und neben einem Gendarmen auf einem Bund Stroh Platz nahm.

Man kann sich denken, wie es dem Priester zu Mute war, als nun der Klepper anzog. Einen letzten Blick warf er auf die Kirche und gedachte dabei der Predigt, welche er noch vor zwei Tagen über die Pflicht des Beichtgeheimnisses gehalten hatte, ohne zu ahnen, wie bald er selbst ein Opfer desselben sein würde. Dann schweifte sein Auge über die Menge. Hinter dem Kreise der wütesten Schreier, die den Wagen umdrängten, gewahrte er doch auch manches bekümmerte und mitleidige Antlitz; aber diese guten Leute waren verwirrt und eingeschüchtert, und sie wagten kaum, ihren Glauben an die Unschuld des Priesters zu bekennen. Es kam dem Pfarrer der Gedanke, so müsse es auch gewesen sein, als Jesus durch die Straßen von Jerusalem gefesselt von Kaiphas zu Pilatus geführt wurde, und dieser Gedanke tröstete ihn. Er schloß nun seine Augen und betete zum leidenden Heiland um Kraft und Stärke, während das Fuhrwerk die holperige Dorfstraße hinabraselte. Nur einmal schlug er sie auf, als man am Schulhause vorüberkam und sich in die Schmährufe der Erwachsenen auch die gellenden Stimmen einiger Knaben mischten, welche „Mörder! Mörder!“ riefen. Das gab dem guten Pfarrer einen Stich ins Herz; mit großem Kummer schaute er sich nach denselben um, und sein ernster, trauriger Blick brachte sie zum Schweigen; gleichzeitig aber sah er auch eine Gruppe von Knaben, welche ihm mit Tränen in den Augen von der Treppe des Schulhauses aus nachblickten und ihr stummes Mitleid war Balsam für seine Seele.

Nun war endlich das Schlimmste überstanden. Der Wagen hatte das Dorf verlassen und rollte auf der Straße der Stadt zu. Nach und nach blieben die Schreier zurück, die ihn bis weit über Quatre Bras hinaus begleitet hatten. Aber auf der Straße traf man immer noch Gruppen von Landleuten, die nach Aix zu Markte gingen, und aus den Obst- und Weingärten am Wege lief alles herbei, als man der berittenen Gendarmen und des gefesselten Priesters auf

dem Wagen ansichtig wurde. Immer und immer wieder mußte Abbe Montmoulin die Worte hören: „Seht, seht! ein Priester unter Polizeibedeckung!“ „Er ist gefesselt!“ „Mein Gott, was muß er getan haben?“ „Ist es nicht der Pfarrer von St. Victoire?“ Und stets war der Fuhrmann bereit, in den rohesten Ausdrücken den Fragenden zu erklären, wen er da fahre, und was „der Pfaff für eine nette Geschichte mit seinem Messer zuwege gebracht.“ „Seht ihn nur an“, schloß der Bursche jedesmal seine Erklärung, während die Gendarmen, ohne eine Silbe zu reden, neben dem Wagen her trabten, „seht ihn nur an, den Schurken! So sind sie alle, die Pfaffen! Nun der wird nächstens seine letzte Predigt von der Guillotine halten. Möchten ihm alle seinen Amtsbrüder folgen: a bas la calotte!“

So ging es voran, einen wahren Kreuzweg der Schmach bis nach Aix, und da begann derselbe erst recht. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Priester, den man als Raubmörder einbringe. Alle Fenster flogen auf, alle Gassen füllten sich mit Schaulustigen, und ungezählter Pöbel umdrängte den Wagen, der nur im Schritt fahren konnte. Jetzt bog er auf den Gemüsemarkt ein und mußte im Gedränge einen Augenblick halten. Da wollte es der Zufall oder vielmehr Gottes Fügung, daß Abbe Montmoulins Mutter gerade am Wege welchen man den Gefangenen führte, bei einer Hökerin ihre kleinen Einkäufe machte.

„Einen Augenblick, Mutter Montmoulin sagte die Hökerin, eine wohlbeleibte Dame mit wetterharten Zügen, zu der guten Frau, „einen Augenblick! gleich sollt Ihr Eure Karotten haben, und die besten auf dem ganzen Markte. Aber erst müssen wir sehen, wen sie da bringen. Halte mir meinen Stuhl, Kleine, daß ich darauf steigen kann“, redete sie Frau Montmoulins Enkelin an, welche der Großmutter den Korb trug. „So, ich bin nicht mehr so beweglich wie in deinen Jahren. Sie sagten eben, man bringe einen Cure, der einen Mord begangen, — es wird doch nicht möglich sein! Aber so wahr ich eine ehrliche Frau bin, trägt der Mann mit den Handschellen neben dem Gendarmen eine Soutane! Siehst du es nicht nicht auch auch, Kleine? Stell dich auf den Ladentisch; aber tritt mir nicht auf die Spargel!“

Im Nu hatte Julie den Tisch erklettert

und sah nun den Gefangenen, der bleich und mit geschlossenen Augen auf seinem Strohbund saß. Kaum erblickte das Mädchen ihn, da tat es einen Schrei und rief: „Großmama, es ist der Onkel!“ Ohne recht zu fassen, was sie hörte, drehte sich die alte Frau nun auch nach dem Wagen um, der jetzt langsam hart an ihr vorüber fuhr. Sie erkannte ihren Sohn; weit öffneten sich ihre Augen, und mit dem Rufe: François! François!“ stürzte die gute Frau bewußtlos zu Boden.

Als Abbe Montmoulin die Stimme seiner Mutter hörte, sprang er auf und bat seine Begleiter, sie möchten doch um des Himmels willen halten, daß er sie wenigstens mit einem Worte tröste und beruhige. Allein, der Gendarm, der den Zug leitete, befahl voranzufahren, und der Wagen bewegte sich inmitten der schreienden und schmähenden Menge weiter, bis man endlich das Gefängnis erreicht hatte. Da wurde der Gefangene nach Erfüllung der gewöhnlichen Formalitäten dem Direktor vorgeführt, der ihn dem Gefängniswärter mit den trockenen Worten übergab: „Raubmörder, der Tat so gut wie überwiesen. Führen Sie den Mann auf Zelle Nr. 11. Derselbe ist scharf zu bewachen.“

Die Riegel der schweren Eisentüre, welche das eigentliche Gefängnis von dem Flügel trennt, in dem sich die Schreibstuben und die Räume der Verwaltung befinden, öffneten sich und ließen den Gefangenen mit seinem Wärter eintreten. Der Posten, der das Tor bewachte, musterte den Priester mit einem hämischen Blicke; dann schloß es sich hinter ihm. Schweren Herzens folgte Abbe Montmoulin dem Wärter durch einen langen Gang, den ein starkes Eisengitter absperrt und zu dessen beiden Seiten sich Gefängniszellen befanden. Nr. 11 öffnete der Mann, und der Geistliche betrat die düstere Zelle. Mit einem Blicke hatte er die fahlen Wände, das vergitterte, von außen mit einer Holzverblendung geschlossene Fenster, welches nur eine Handbreit blauen Himmel einließ, das kleine Tischchen mit dem Holzschemel auf der einen und dem elenden Schragen mit dem Strohsack auf der andern Seite überschaut und fragte nun den Wärter, ob er ihm wenigstens die Handschellen abnehmen und ihm ein Brevier und etwas Schreibzeug besorgen könne.

„Die Handschellen will ich Euch abnehmen“, sagte der Mann nach einem prü-

fenden Blicke auf den Gefangenen. „Ihr scheint mir ruhiger zu sein als Euer Vorgänger, der den Versuch machte, sich ein Leides anzutun, als er zum Tode verurteilt war. Dort am Fenstergitter hat er sich aufgekniept, aber wir schnitten ihn gerade noch rechtzeitig los und lieferten ihn an die Guillotine. Schreibzeug wird Euch der Direktor schon zubilligen; ein Brevier aber oder sonst ein derartiges Buch haben wir nicht; das ist auch ganz überflüssig.“

„Für mich nicht, denn ich bin verpflichtet, es täglich zu beten. Habt die Güte, durch den Herrn Direktor beim hochw. Herrn Regens des Priesterseminars für mich ein Brevier zu erbitten. Mein Gott, was wird der gute Herr für Augen machen, wenn er erfährt, sein François Montmoulin sitze eines Raubmordes angeklagt im Gefängnisse!“

„Eh bien, ich will Euren Wunsch dem Herrn Direktor melden“, sagte der Wärter. „Sonst noch etwas? Nicht? Hm, die andern haben sonst immer eine ganze Litanei von Wünschen, die nicht erfüllt werden. Aber, meiner Treu, ein Gebetbuch hat noch keiner verlangt! Nun, dort in der Ecke steht der Wasserkrug; ich habe ihn noch in der vorigen Woche frisch gefüllt; hier durch das Schieberchen wird Euch das Essen hineingeschoben. Ihr werdet natürlich dasselbe, solange Ihr in Untersuchungshaft seid, aus dem Gasthofe verlangen. Die Preise sind: 1. Klasse 10 Franken, 2. Klasse 5 Franken, 3. Klasse 3 Franken per Tag. Was wählt Ihr?“

„Und was kostet die gewöhnliche Gefangenen-suppe?“

„Die muß Euch gratis geliefert werden, — aber sie ist dafür auch schlecht genug.“

„Nun, sie wird mir genügen. Ich bin arm, guter Mann, und habe arme Verwandte. Auch wird die Gefängnis-kost mehr der heiligen Fastenzeit entsprechen, in welcher wir uns jetzt befinden“, fügte Abbe Montmoulin mit einem Lächeln auf den blassen Lippen bei.

Der Wärter schaute den Gefangenen mit großen Augen an. Dann sagte er: „Wie Ihr wollt“, und wandte sich der Türe zu. Aber plötzlich drehte er sich noch einmal auf dem Absatz um und holte den Wasserkrug. „So will ich Euch wenigstens frisches Wasser holen und ein Stück gutes Brot auf den Tisch legen, Herr“, brummte er, fast ärgerlich über das Zeichen von Mildherzigkeit, das ihm dieser bleiche Priester in der elenden Soutane

ganz gegen seine Gewohnheit entlockt hatte. „Das ist mir ein kurioser Raubmörder“, sagte er zu sich, während er die Zelle zuriegelte und abschloß. „So hat noch keiner von den Raubmördern, die ich in den letzten 20 Jahren unter den Händen hatte, ausgesehen und sich benommen wie dieser Hr. 11. Aber er muß es doch getan haben, wenigstens müssen die allerschlimmsten Beweise gegen ihn vorliegen, sonst hätte ihn der Direktor nicht auf Hr. 11 geschickt! Na, — man lernt alle Tage etwas Neues! Vielleicht ist er auch nur ein durchtriebenerer Heuchler als die andern. Nimm dich in acht, Martin, und laß dich in deinen alten Tagen nicht fangen!“

Sobald die Gefängnistüre sich geschlossen hatte, kniete Abbe Montmoulin nieder und opferte Gott die bittere Schmach auf, welche er seit dem vergangenen Abend in solcher Fülle genossen. Er tat es mit gutem Willen, fühlte aber dabei das ganze Widerstreben der Natur, die sich gegen jede Verdemütigung und Ungerechtigkeit empört. Dann flehte er um Kraft, auch fernerhin mit seinem Heilande den Kelch der Schmach zu trinken und eher alles zu erdulden, als der heiligen Pflicht des Beichtgeheimnisses, welche ihn in den Kerker geführt, im mindesten untreu zu werden. Längere Zeit betete er so auf seinen Knien und fühlte endlich Trost und Ruhe in sein Herz einkehren. „Ich kann nicht anders handeln; ich muß alles Gott überlassen, und er wird es zum Besten lenken“, sagte er. „In te, Domine, speravi: non confundar in aeternum!“ („Auf dich, o Herr, hab' ich gehofft: in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden!“) Nachdem der gute Pfarrer so sein Herz zu Gott erhoben hatte, legte er sich todmüde in seinen Kleidern auf das harte Lager und versank vor lauter Erschöpfung bald in einen tiefen Schlaf. Als er wieder erwachte, war es nahezu dunkel in der Gefängniszelle. Der Wärter mußte dagewesen sein; es lag Schreibzeug auf dem Tische, und der Wasserkrug, mit einem Stück Brot zugedeckt, stand daneben. Auf dem Schieberbrettchen fand er auch einen Napf voll Suppe mit einem Stück Fleisch, beides kalt; es mußte schon lange dagestanden haben. Er genoß etwas Fleisch und Brot, betete dann seinen Rosenkranz, den man ihm auf dem Bureau, wo seine Taschen durchsucht wurden, auf seine Bitte gelassen hatte, und ging noch lange in der Zelle auf und ab, jetzt in voller Ruhe überlegend, was

er zu tun habe. Er beschloß, gleich am folgenden Morgen einen kurzen Bericht oder vielmehr eine Erklärung seiner Unschuld an seine geistlichen Vorgesetzten, das Ordinariat, niederzuschreiben mit der Bitte, ihm in seiner Not mit Rat und Tat beizustehen, da es sich ja nicht nur um ihn, sondern um das schwer verletzte Ansehen der Geistlichkeit und um Abwendung eines großen Argernisses handle. Das nächste, was seine Seele tief bekümmerte, war das Schicksal seiner lieben Mutter, deren Bild ihm beständig vorzuschwebte, wie sie auf dem Markte vor seinen Augen bewußtlos zusammenbrach. Aber er konnte nichts anderes tun, als dieselbe Gott empfehlen. Er hatte keine Freunde in Aix, an die er ihretwegen hätte schreiben können. Endlich fiel ihm ein, unter seinen Pfarrkindern möchte sich ein wohlhabender und billig denkender Mann finden, welcher sich der Verlassenen annehmen könnte, wenn dieselbe, was ihm nicht unwahrscheinlich schien, durch den furchtbaren Schlag mitbetroffen wurde, der gegen ihn geführt ward. Nach längerem Schwanken fiel seine Wahl auf einen reichen, kinderlosen Gutsbesitzer, dem er noch neulich in schwerer Krankheit beigestanden hatte. „Ihm will ich schreiben, wenn es zum Äußersten kommen sollte“, beschloß er. Mit diesem Gedanken legte sich der Schwergeprüfte zur Ruhe, und Gott schickte ihm einen langen, erquickenden Schlaf, aus welchem er erst wieder erwachte, als der neue Morgen durch das vergitterte Fenster in seine kahle Gefängniszelle leuchtete.

„Wie man unter meinen Umständen nur also schlafen kann!“ sagte er fast fröhlich und stand flugs auf. Nach dem Morgengebete und der Betrachtung über das bittere Leiden des Heilandes, welches Abbe Montmoulin in der Fastenzeit zum Gegenstande seiner Andacht nahm und die er heute weit über die gewohnte Zeit verlängerte, setzte er sich dann an den Tisch und schrieb zunächst den Brief an das Ordinariat, dem er ein kurzes Schreiben voll kindlicher Offenheit und Demut an den Erzbischof beilegte. Auch an seine Mutter schrieb er, um sie zu trösten und aufzurichten; denn ihr gegenüber brauchte er seine Unschuld wahrlich nicht zu beteuern. Die Drohung des Untersuchungsrichters, er werde auch die Mutter verhaften lassen, ängstigte ihn freilich; aber er suchte sich einzureden, es sei doch wohl nur eine leere Drohung

gewesen. Schließlich mußte er dies Gott ebenfalls anheimstellen; auch die Entfernung, ja selbst die Verurteilung der Mutter als seiner Mitschuldigen gab ihm kein Recht, das Beichtgeheimnis zu verletzen.

Als er mit den Briefen fertig war, wollte er zum Brevier greifen, um die kirchlichen Tagzeiten zu beten. Lächelnd schlug er sich an die Stirne und sagte: „Ach man brachte mir noch keines. Ob man meine Bitte überhaupt dem Regens gemeldet hat? Nun, inzwischen ist der liebe Gott auch mit dem Rosenkranz zufrieden!“ Und Abbe Montmoulin schritt denselben betend die vier Schritte hin und her, geduldig erwartend, daß der Wärter komme und die Briefe hole oder ihn vielleicht vor den Verhörrichter führe.

Lange mußte er harren. Erst kurz vor Mittag klinkten die Riegel und knirschte der Schlüssel in seiner Tür. Zu seiner Freude trat der Regens ein. Freundlich, aber tief bekümmert blickte der ehrwürdige Greis den Gefangenen an und sagte: „Francois! Mein lieber alter Schüler! Welch eine entsetzliche Prüfung hat Gott über dich verhängt! Gestern schon hörte ich von dem Unglück und bin herbeigeeilt, um dich zu trösten; aber man ließ mich nicht vor. Erst heute, nachdem ich beim Präfecten des Departements, einem alten Studienfreund von mir, gewesen bin und von ihm eine Empfehlung an den Polizeipräfecten erhalten habe, gewährte man mir endlich Zutritt. Und nun, lieber Francois, daß du das entsetzliche Verbrechen nicht begangen hast, brauchst du mir gar nicht zu sagen; dazu bist du einfach unfähig, wie ich auch dem Präfecten gesagt habe, ob schon derselbe die Achseln zuckte und erklärte, die vorliegenden Beweise seien erdrückend. Nein, nein: unschuldig bist du, und die Unschuld muß sich auch erweisen lassen. Wie? das ist die Frage. Was können wir tun, um dieses entsetzliche Ärgernis möglichst rasch und gründlich zu beseitigen und deine Ehre überzeugend herzustellen?“

Abbe Montmoulin dankte dem väterlichen Freunde, daß er an seiner Unschuld nicht zweifle, sagte aber, man werde für ihn nicht viel tun können. Dann erzählte er dem Herrn Regens ausführlich das traurige Ereignis, natürlich mit vollständiger Geheimhaltung des Umstandes, daß Loser bei ihm war und beichtete. Nachdem er alle gegen ihn

vorliegenden Verdachtsgründe einzeln aufgezählt und ihre Schwere betont hatte, schloß er: „Unschuldig bin ich freilich — Gott der Allwissende und Allgegenwärtige ist mein Zeuge! Allein ob meine Unschuld sich beweisen läßt, ist eine andere Frage. Lieber, väterlicher Freund, wäre ich denn der erste, der unschuldig verurteilt wurde?“

Der Herr Regens war sehr ernst geworden, während er den Bericht des Pfarrers anhörte. Nachdenkend schwieg er eine Weile. Dann sagte er: „Die Sache ist schwieriger, als ich sie mir dachte. Ich meinte zuerst wirklich, es handle sich nur um ein freches Wahlmanöver, namentlich weil die liberalen Blätter die traurige Geschichte sofort in diesem Sinne ausbeuteten.“ Nach einer Pause fügte er bei: „Es ist noch ein Glück, daß die Ermordete alt war; wäre sie jung, so würde man noch ganz andere Deutungen unterstellen. Unflug war es dennoch, daß du die alte Dame allein zu dir beschieden, um ihr eine solche Summe zu übergeben; du hättest wenigstens noch ein anderes Mitglied des Comites beiziehen oder doch die Magd nicht fortgeschicken sollen. Ich weiß schon, was du antworten willst: wer denn auch nur im Traume an so etwas denke? und ich will dir auch keine Vorwürfe machen. Suchen wir lieber zusammen, wie sich deine Unschuld beweisen läßt. Es muß natürlich jemand anders sich in das Kloster eingeschlichen und die Tat verübt haben: wer kann das gewesen sein?“

„Der Untersuchungsrichter behauptet, es sei unmöglich ein Fremder gewesen. Ein solcher hätte ja gar nicht wissen können, daß Madame Blanchard zu der bestimmten Stunde mit dem Gelde an der Sakristeikammer vorbeikommen würde, wo er auf sie lauerte“, entgegnete mutlos der Priester.

„Aber der Küster — ist es wirklich bewiesen, daß er abwesend war?“

„Man sagt mir, ja.“

„Das muß genauer untersucht werden. Oder vielleicht hat die Magd es ausgeplaudert, daß Madame Blanchard um diese Zeit das Geld hole, und die Sache ist irgend einem Schurken zu Ohren gekommen, der sich hinter ihr her ins Kloster schlich. Mut, Mut, mein Lieber! das muß sich erforschen lassen. Ich werde sofort mit dem Herrn Generalvikar und wenn nötig mit dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof sprechen; die Sache

muß einem guten Rechtsanwalt übergeben werden.“

„Ich habe kein Geld, seine Mühe zu bezahlen“, bemerkte Abbe Montmoulin. „Das braucht dir keine Sorge zu machen; dafür werden wir aufkommen. Unser aller Ehre ist ja in der deinigen angegriffen.“ „Ich fürchte, es wird umsonst sein“, sagte traurig der Gefangene. „Aber ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Güte. Treten Sie auch beim hochwürdigsten Herrn Erzbischof, beim Generalvikar und bei allen Konfratres für meine Unschuld ein und sagen Sie allen, wie sehr es mich schmerzt, daß ich ihnen solche Ungelegenheiten bereite. Und noch eines! Nehmen Sie sich meiner armen, alten Mutter an und meiner Schwester, wenn dieselbe mit ihren Kindern meinetwegen in Not kommen sollte.“

„Sie wohnen in der Rue de la Colombe? Gewiß, ich will sehen, was sich tun läßt. — Also Mut, mein Freund! Denke in deiner Trübsal an unsern Herrn, die Unschuld selbst, der um unserer Schuld willen unter die Sünder gerechnet werden wollte. Jetzt heißt es, ihm sein Kreuz nachtragen!“

„Es ist schwer! Beten Sie und lassen Sie beten, daß ich nicht erliege“, sagte Abbe Montmoulin zu dem väterlichen Freunde, der aufstand und sich verabschieden wollte. Doch willigte derselbe gerne ein, noch die Beicht des Gefangenen zu hören. Welch eine Erleichterung wäre es dem Pfarrer gewesen, wenn er diesem erfahrenen Seelenführer wenigstens in der Beicht seine ganze Lage hätte offenbaren und ihn um Rat hätte fragen können! Aber auch so war es ihm nicht gestattet, etwas mitzuteilen oder eine Frage zu stellen, die auch nur mittelbar hätte verraten können, was ihm Loser in der Beicht gestanden hatte. Er mußte die drückende Bürde des Beichtgeheimnisses allein tragen.

Der Wärter mahnte endlich, daß die Zeit



Der Herr Regenschied also, seinem früheren Jögling nochmals Mut zusprechend

des Besuches zu Ende sei. Gleichzeitig legte er das Brevier auf den Tisch und nahm die Briefe des Gefangenen in Empfang. Der Herr Regenschied also, seinem früheren Jögling nochmals Mut zusprechend. Abbe Montmoulin bat um seinen Segen und fühlte sich wirklich etwas getröstet. Als sich die Türe hinter dem ehrwürdigen Greise schloß, griff er sofort nach dem Brevier und schlug das Offizium des hl. Johannes von Nepomuk auf, des bekannten Märtyrers des Beichtgeheimnisses.

„Heiliger Blutzeuge! Du wurdest in den Fluten der Moldau ertränkt, weil du deiner Priesterpflicht treu bliebst. Erlange auch mir die Gnade, eher zu sterben und eher jede Schmach über mich ergehen zu lassen, als mein heiliges Gelöbniß zu verraten!“

So betete der Gefangene zu dem großen Heiligen von Prag und schöpfte aus der Lesung seines Martertodes Kraft und Trost.

Vierzehntes Kapitel
In der Rue de la Colombe

Als Frau Montmoulin in einer Hausflur, wohin man sie aus dem Gedränge des Marktes getragen hatte, von ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, konnte sie sich vor Schmerz kaum fassen. Auf alle Worte des Trostes, welche einige barmherzige Seelen ihr zuredeten, während manche Neugierige herzlos gäpfend auf die unglückliche Frau schauten, hatte sie nur die eine Antwort: „Mein Sohn — ein Priester — gefesselt in den Händen der Polizei!“ Und dann bedeckte sie vor Scham und Schmerz ihr totengleiches Antlitz mit den Händen, während neben ihr die kleine Enkelin schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Die arme Frau!“ flugte eine Nachbarin. „Es sind sonst ganz brave Leute, von denen man bisher nichts Böses gehört hat.“

„Na, sie scheint doch ihren Sohn sonderbar erzogen zu haben, daß er eine so schreckliche Tat vollbringen konnte“, meinte eine andere.

„Da habt Ihr recht“, rief eine dritte. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“

„Nun, seid doch ein bißchen christlich und barmherzig“, bat die erste. „Es ist doch noch nicht erwiesen, daß ihr Sohn den Mord beging.“

„Wohl ist es erwiesen!“ lautete die Antwort. „Sonst hätte man ihn nicht so gefesselt!“

„Und sie scheint es nicht einmal sonderlich zu fühlen, sie weint ja nicht einmal“, eiferte die dritte. „Da hat die Kleine doch etwas mehr Sinn und Gefühl!“

„Mein Gott, wenn mir mit meinem Georges so etwas passierte!“ rief eine vierte. „Ich weiß nicht, was ich täte; ich glaube, ich spränge in den Arc!“

„Großmama, komm, wir wollen heim“, bat die kleine Julie und suchte die arme Frau zu sich zu bringen, die, von der Schwere des Schlages wie zermalmt, regungslos darsaß. Wirklich machte Frau Montmoulin den Versuch aufzustehen; aber mutlos und kraftlos sank sie wieder auf den Stuhl zurück.

Jetzt fuhr ein Wagen vor. Ein Polizist,

der sich gleich anfangs unter die Haustüre gestellt hatte, trat an die Frau heran und sagte: „Sie scheint noch nicht gehen zu können; ich habe deshalb einen Wagen für sie kommen lassen.“

„Oh, das ist nicht nötig!“ antwortete man ihm. „Die Frau wohnt ja keine hundert Schritte von hier in der Rue de la Colombe.“

„Wir wissen das. Aber sie soll vorläufig auch nicht nach Hause — der Polizeipräfekt hat erst einige Fragen an sie zu stellen“, antwortete der Polizist.

„O — ! sie wird verhaftet! Sie ist eine Mitschuldige ihres Sohnes!“ riefen die Leute und traten erschrocken von der Unglücklichen zurück.

Als Frau Montmoulin begriff, was mit ihr vorging, schien neues Leben in sie zu kommen. „Wenn man meinen Sohn für schuldig halten kann, so ist es nur natürlich, daß man von mir keine bessere Meinung hat“, sagte sie. „Hier sind meine Hände — will man mich auch fesseln?“

„Das wird einstweilen noch nicht nötig sein“, antwortete der Gendarm, indem er die Frau am Arm faßte und zu der Droschke geleitete. Die kleine Julie, die sich weinend an das Kleid der Großmutter hängte, machte sie mit den Worten los: „Gehe heim, Kind, und sage deiner Mutter, ich werde wohl bald zu ihr nach Hause kommen, oder sie zu mir in den Kerker — wer weiß, am Ende nehmen sie auch dich und den kleinen Charles noch gefangen.“

Mit diesen Worten stieg Frau Montmoulin ein; der Gendarm setzte sich ihr gegenüber schloß die Wagentüre, und auf seinen Wink rollte die Droschke von dannen. Umsonst streckte ihr das Mädchen weinend die Arme nach.

Es gelang endlich, das Kind so weit zu beruhigen, daß Julie, von einer Nachbarin geführt, den kurzen Weg nach Hause gehen konnte. Eine Menge Neugieriger hatte sich vor demselben angesammelt, denn zum Staunen der Nachbarin war ein Polizeikommissär mit Gendarmen gekommen, hatte die Haustüre befehlet und das Haus betreten. Und schon war unter der Menge das Gerücht verbreitet, um was es sich handle. Die Mehrzahl war sofort geneigt, das Schlimmste zu glauben, nur wenige widersprachen.

Fortsetzung folgt.

sionsalmosen erhalten. Vergelt's Gott!
Dechant'skirchen: Dank dem hl. Blasius
und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für
Hilfe in schweren Erstickungsanfällen.
Als Dank ein Missionsalmosen.

Ruprechtshofen: Dank der hlgt. Drei-
faltigkeit, dem hl. Joseph und hl. An-
tonius von Padua und allen Heiligen,
sowie der armen Seelen für Hilfe in
schweren Anliegen.

Weistrach, N. S.: Dank dem hlgt. Her-
zen Jesu und der lb. Gottesmutter Ma-
ria und dem hl. Schutzengel für auffal-
lende Rettung zweier Kinder durch eine
sich gewordene Ruh.

Graz, Gramastetten, O. S., Zaponz, N.
O., Kiezlern, Vorarlberg, Fohnsdorf,
Gmtl., Freistadt, O. S., Döbersdorf,
Burgenland, St. Martin am Obbsfeld,
N. S.: Dank dem hlgt. Herzen Jesu und
der lb. Gottesmutter Maria, dem hl.
Joseph, dem hl. Antonius von Padua
und der hl. Theresia vom Kinde Jesu.

Mömbis: . . . Mark als Dank zu Eh-
ren Marias von der immerwährenden
Hilfe für Erhöhung und . . . Mark An-
toniusbrot.

Stuttgart: Nach einer neuntägigen An-
dacht zum hl. Judas Thaddäus, dem
Versprechen der Veröffentlichung und
eines Missionsalmosen (am Orte ge-
geben) habe ich große Erleichterung in
seelischer Not gefunden.

Durch die Fürbitte der kleinen hl. The-
resia und des gottseligen Br. Konrad bin
ich von einer schweren Krankheit gene-
sen.

Neu Alubing: Dank der schmerzhaften
Muttergottes, dem hl. Joseph und dem
hl. Antonius für erlangte Gesundheit.

Herbolzheim: Für erlangte Hilfe in
schwerer Halskrankheit als Dank ein Hei-
denkind.

Oberpransitz: Dank dem hl. Antonius
für Erhöhung in einem Anliegen.

Aufheim: Dank dem hl. Joseph für Ge-
betserhöhung in einem Fußleiden.

Altstadt: Dank der lb. Gottesmutter für
auffallende Hilfe bei zwei schwer kran-
ken Kindern, die eine sehr ansteckende
Krankheit hatten und dennoch dieselbe
nicht weiter verbreitet wurde.

Mürnberg: R. M.: Innigen Dank der
lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem
hl. Antonius und der kleinen hl. The-
resia für auffallende Hilfe.

Wilburgstetten: Dank der lb. Mutter-
gottes, dem hl. Joseph und dem hl. Ju-
das Thaddäus für Hilfe in schwerer See-
lenangelegenheit.

M.: Dank dem hlgt. Herzen Jesu und
dem hl. Judas Thaddäus für wunder-
bare Hilfe in Krankheit unseres Soh-

nes. Veröffentlichung im „Vergißmein-
nicht“ war versprochen.

Dank dem hl. Gerard Majella für Hilfe
in einem Gesichtzübel.

Breslau: Dank dem hl. Joseph, dem hl.
Antonius und den armen Seelen für
Hilfe in Wohnungsangelegenheit.

Oppeln: Dank dem hlgt. Herzen Jesu,
der lb. Gottesmutter und dem hl. An-
tonius für Hilfe in schwerem Anliegen.
Almosen als Antoniusbrot liegt bei.

Scepanowiz: Unbei . . . Mark für An-
toniusbrot als Dank dem hlgt. Herzen
Jesu und Mariä, dem hl. Antonius für
wiedererlangte Gesundheit und bitte um
Veröffentlichung.

N. D., Anb.: Herzliches Vergelt's Gott
für überwiesene 25 Mark als Dank für
Hilfe in sehr schwerem Anliegen.

Tausend Dank der hl. Unbefleckten Emp-
fängnis Mariä, zu der ich mit vollem
Vertrauen in einer bedrängten Lage mei-
ne Zuflucht nahm und Erhöhung in mei-
nen Anliegen gefunden habe. Mögen
alle, die in Gefahr der Unschuld sich be-
finden, zu ihr ihre Zuflucht nehmen.

Nebraska City: Dank dem hl. Joseph
für sichtliche Hilfe in einer Geldangele-
genheit.

Memento

Jundorf b. Brunn: Anna Bischa. Linz:
Heinrich Emetana. St. Johann b. Her-
berstein: Johann Duns. Feldbach: Jo-
hann Rager. St. Martin im Sulmtal:
Agnes Koller. Lannach, Stmk.: Johann
Sommer. Peuerbach, O. S.: Rosalia
Sallaberger. Hallein, Salzburg: Hochw.
Raspar Brandstädter. Heimschuh, Stmk.:
Magdalena Reich. Bruchsal: Fanny
Köser. Landau a. Isar: Ottilie Pröhen-
beck. Ulmbach: Regina Hohmann, Flora
Hohmann, Karolina Jobst, Katharina
Hergenröther, Flavia Rosenfranz. Forst-
mühle: Sebastian Kerscher. Derndorf:
Herr Lochbrummer. Jägerndorf: Aloisia
Scheiberl. Hausen: Rufus Holzmeier.
Klosterbeuren: Maria Linder. Jägern-
dorf: Heinrich Scheibel. Schiltigheim:
Julie Fässel. Seneca, Kanj.: Herr Buser,
Frau Weihenberger. Adams, Minn.:
Maria Altheis. Rochester, N. Y.: Emma
Pfeffer. Buffalo, N. Y.: Regina Trem-
pert.

Gebetsempfehlungen

Breslau: Bitte das hl. Herz Jesu, die kleine hl. Theresia vom Kinde Jesu um Wiedererlangung der Gesundheit. Almosen ist versprochen.

Heinrichau: Bitte alle Engel und Heiligen in einem schweren Anliegen. Almosen anbei um weitere Hilfe.

Biskupitz: Zu Ehren des hl. Antonius in besonders schwerem Anliegen.

Neustadt: Eine Person bittet ums Gebet in einer Prozeßangelegenheit eines jungen Mannes.

Taimering: Ein schweres Anliegen.

Nürnberg: Zum hl. Joseph um Hilfe für unser krankes Kind.

Zinkenbergr: Eine Vergißmeinnicht-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph um Erhörnung in schweren Geldangelegenheiten.

Urdagger Markt, N. S.: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Leonhard in schweren Wirtschaftsangelegenheiten.

Sillianberg: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius von Padua für Hilfe in schweren Familienangelegenheiten.

Linz: Eine langjährige Vergißmeinnicht-Abonnentin bittet um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius, um glücklichen Hausverkauf und in besonderen schweren Anliegen.

Küttelfeld, N. N.: Als Bitte um Erhörnung in schweren Anliegen ein Missionsalmosen.

Schautz, Burgenld.: Zwei kranke Frauen bitten um das Gebet zum hl. Joseph um baldige Gesundheit.

Frankenburg, N. S.: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Antonius, um Erhörnung in schweren Anliegen.

Vorau, Stmk.: Eine schwer bedrängte Familie bittet um das Gebet zum hl. Joseph in schweren Geldangelegenheiten.

Dornbirn: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in schweren geistlichen und leiblichen Anliegen, und um Zufriedenheit in ihrem Berufe.

St. Ruprecht a. d. Raab, Stmk.: Ein Missionsalmosen als Bitte zum hl. Joseph, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und der hl. Anna um Erhörnung baldiger Gesundheit und um glückliche Entbindung.

Pöstlingsberg-Linz: Eine schwer bedrängte Familie bittet um das Gebet in schweren Anliegen.

Wundschuh: Missionsalmosen als Bitte zum hl. Joseph um Erhörnung in verschiedenen Familienangelegenheiten.

Sulzberg: Als Bitte zu Ehren des hl.

Joseph und hl. Antonius um Erhörnung in verschiedenen Anliegen.

J. . . in Baden: Kinder bitten ums Gebet für ihren Vater, der nicht zu den hl. Sakramenten geht. Gott vergelte's.

Empfehlenswerte Bücher

Die Ketterin Bayerns in schwerer Zeit. Kurze Lebensbeschreibung der Dienerin Gottes Mutter Maria Anna Josefa Lindmayer, unbeschnittene Karmeliterin, 6157-7127. Von S. M. v. Waltendorf. 55 Seiten. Kart. RM. —.60. Verlag der Schulbrüder, Kärnach-Billingen, Baden.

Diese Schrift ist eine neue Widerlegung der unter uns so beliebten Behauptung, uns Deutschen fehle es an Heiligen. Nein, daran fehlt es uns wahrhaftig nicht, nur schenken wir ihnen in bekanntem Skeptizismus keine Aufmerksamkeit, erschwingen uns nicht zu jenem kräftigen Gebete, das Wunder erlangt, und tun überhaupt zu wenig, um ihnen die Ehre der Altäre zu sichern, sondern lassen gleichgültig gerade die Größten und Besten unseres Volkes in Vergessenheit geraten. Eine solche deutsche Heldin möchte diese Broschüre unserm Volke wieder nahebringen und so dazu beitragen, daß der einst durch die Armut ihres Klosters am Fortschreiten behinderte Seligsprechungsprozeß wieder aufgenommen werde.

Das Leben der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (1873-1897). Nach den offiziellen Urkunden des Karmels in Lissieu. Von Generalvikar Mgr. Lavelle. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Deutsch von Professor Dr. A. Weh. 1. bis 10. Tausend. 512 Seiten mit Kunstblatt. Kart. RM. 3.50; in Ganzleinen RM. 4.50. Verlag der Schulbrüder, Kärnach-Billingen, Baden.

Gestützt auf die besten Quellen, vor allem auf die „Geschichte einer Seele“, dann auf die Akten der kanonischen Prozesse, auf un veröffentlichte Briefe, auf Berichte von Augen- und Ohrenzeugen, läßt der Verfasser das einfache und doch so reiche Leben Theresias, diese „Heiligenminiatür“ wie der Heilige Vater es nannte vor uns erscheinen. Es ist etwas anderes als ihre Selbstbiographie! Dort betrachtet sie sich selbst „im Spiegel der Bescheidenheit“, hier wird ihr Leben und ihre Lehre von einem erfahrenen Theologen beurteilt und gewürdigt.

Ringende Gewalten. Trauerspiel in 5 Aufzügen aus der Zeit der Königin Elisabeth von England (16. Jahrhundert). Von Anton Schmidt, Salesianer. 5. Band. Preis kartoniert RM. 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19. Ein ernstes würdiges Schauspiel, das in die Zeit der Katholikenverfolgung in England durch die Königin Elisabeth im 16. Jahrhundert zurückführt. Das Schauspiel nimmt einen wohl tragischen, doch versöhnenden Ausgang.

Der Graf von Saint Germain. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt von Friedrich Henninger. 7. Band. Preis kartoniert RM. 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

Die Gans. Ein Lustspiel mit Gesang in 2 Aufzügen von Friedrich Henninger. 6. Band. Preis kartoniert RM. 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

Die leichten fröhlichen Weisen der Gesänge, die dem jeweiligen Auftreten angepaßt sind, machen das Lustspiel zu einem kleinen Singspiel, dessen Aufführung durch die Beigabe der Musiknoten erleichtert wird.

Junges Heldenblut. Schauspiel in 4 Aufzügen mit einem lebenden Bilde von S. M. Sater. 8. Band. Preis kartoniert RM. 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

Katholische Familienkultur. Von Dr. Hans Rost. „Politik und Kultur“, Schriftenreihe der Augsburger Postzeitung, Heft 4. Preis RM 1.20. Literar. Institut von Haas & Grabherr in Augsburg, Abteilung Buchverlag.

Das Büchlein zeichnet sich vor allem dankenswerterweise dadurch aus, daß es auf schöne Phrasen verzichtet, vielmehr an konkreten Beispielen nach dem Muster der katholischen Familienfeste von ehedem greifbar und klar zeigt, in welcher Weise, nach welchen Grundsätzen und mit welchen katholischen Gedanken die Familie als Kulturfaktor gehegt und gepflegt werden muß. Gebetsjuwelen aus B. Meschlerts „Seelenschmuck zum göttlichen Gastmahl“ nebst einem Anhang eucharistischer Liebesgedanken in Versen. 2. Aufl. Gebetbuchformat. 90 Seiten. Kart. RM —.50; in Ganzleinen mit Rotschnitt RM 1.10. Verlag der Schulbrüder, Kirchach-Willingen, Baden.

Wem der Glaube zum eucharistischen Heiland wirkliches Lebensbedürfnis geworden ist, der wird in dieser einfachen und doch so überaus glauhenstiefen Weise mit Gott reden. Allen Seelen, denen die Eucharistie zum Brote des Lebens geworden ist, sei das herrliche Büchlein wärmstens empfohlen.

Der Werdegang einer Bronzeglocke. Von Benjamin Grüninger, Gießerei- und Hütten-Ingenieur. 19 Seiten Text und 11 Illustrationen. Gebunden RM 2.—. Verlag der Schulbrüder, Kirchach-Willingen, Baden.

Der Verfasser gibt in klarer, gedrängter Form eine genaue Schilderung der Entstehung einer Glocke von den ersten Anfängen bis zur Vollendung. Jedes Stadium der Entwicklung ist durch Photographie anschaulich gemacht. Dem Büchlein sind 11 ausgezeichnete gelungene Bilder beigelegt. Die praktische Anbringung dieser Bilder ermöglicht es, dieselben für Lichtbildervorträge zu verwenden.

Neu erschienen!

Himmelsleiter

in

Grobdruck

2. — 6. Auflage

456 Seiten. Preis: Gebunden in Leinwand Rotschnitt M. 3.— in Kunstleder Goldschnitt M. 4.—

*

Mit dem Erscheinen dieses äußerst geschätzten Gebetbuches **Himmelsleiter** in **Grobdruck** ist einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Oft und oft wurde es verlangt, so daß sich der Mariannhiller Missionsverlag St. Joseph zu einem Neudruck entschloß. Das Buch wird mit seiner fernigen Frömmigkeit und den neuen Beifügungen gewiß gefallen.

Bestellungen nimmt jede Vertretung entgegen (S. 2. Umschlagseite) oder der

St. Josephs-Verlag,
Reimlingen (Bayr. Schwaben)

Myrisma

Universal-Heilsalbe von Dr. J. Häusle, wirkt ganz vorzüglich und schmerzstillend bei Entzündungen der Haut, Eiterbildung, schwer heilenden Wunden, Verbrennungen, Flechten, Neuralgien, Krampfadern und Beinen, Hämorrhoiden, Insektenstichen, Frostbeulen und Schrunden. Gänzlich giftlos. Preis einer Tube 1.50 M. Verlangen Sie Gratisbroschüre. **Myrisma** sollte in keinem Hause fehlen, und stets zur Stelle sein. **Myrisma** erzielt oft verblüffend rasche Heilwirkung, meist in hartnäckigen Fällen, wo andere Mittel versagen.

Zu beziehen durch:

Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)

Ebenso erfolgreich wird seit über 20 Jahren **Dr. J. Häusle's Haimakainizon** verwendet, bei Stoffwechselstörung, Nierenleiden, Arterienverkalkung, Nervenschwäche. **Haimakainizon** schafft neues Leben. Vollständig unschädlich. Preis einer Kur, einen Monat ausreichend 6.60 M.

Haimakainizon

Mariannhiller Missions- Kalender



1928

Zum vier-
zigsten Male tritt
heuer der Mariannhiller
Missions-Kalender vor seine treue
Lesergemeinde mit einer besonders aus-
gewählten reicheren Ausstattung als bisher. Eine
herrliche Kunstdruckbeilage, das Titelbild, macht den
Kalender besonders wertvoll. Es erzählt uns der Missionar
von den Sitten und Gebräuchen der Schwarzen und der segens-
reichen Tätigkeit der Missionare unter den Heiden. Ernste und heitere Epi-
soden aus dem Leben wechseln mit spannenden Erzählungen und allerhand Aben-
teuern. Nicht zuletzt wird den wissensdurstigen Lesern Rechnung getragen, durch lehrreich-

Preis 60 Pfg. Bei 12 Stück ein Freie exemplar

und interessante Aufsätze aus der Natur und Technik. Einiges nur sei hier herausgegriffen:
„Der Knabe von Ephrem“ (Erzählung aus der Zeit Christi). „Mabulini“ (südafri-
kanische Erzählung). „Vom Hakenast zum Motorpflug.“ „Wunder“. „Eine
gelungene Porträtstiftung“ (Spielhöhlenabenteuer). „Krankenfürsorge in
der Mariannhiller Mission.“ „Die Wetherherde“ u. a. Eine Menge
hübscher Bilder führen den Leser in das Reich der Er-
zählungen, und verschönern den reichen Inhalt.
Möge auch diese Ausgabe von reichem Ge-
gen begleitet sein, und uns auch im
kommenden Jahre viele neue
Missionsfreunde
gewinnen.

1928



Vertretungen der Mariannhiller Mission

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Aberein-
kunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.